Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ZWEITES HEFT ◆ ◆ 5. JAHRGANG ◆ ◆ AUGUST 1918

INHALT:

Svend Borberg: Traum und Wirklichkeit

Georges Duhamel: Die Gnade. Novelle

Theodor Däubler: An das Sternbild Die Fische

René Schickele: Der Konvent der Intellektuellen

Klabund: Busspredigt

Das Lesebuch

Franz Werfel: Die Gefahr

Das weisse Brett

EINZELPREIS 2 FRANKEN
ODER 2 MARK

VIERTELJÄHRL. 5 FRANKEN
ODER 5 MARK

1918

VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE, BERN, JUNKERNGASSE 19, DER FÜR DEN GESAMTEN INHALT VERANTWORTLICH IST. IM VERLAG DER WEISSEN BLÄTTER BERN-BÜMPLIZ / DRUCK VON BENTELI A.-G. BÜMPLIZ (BERN) / GESCHÄFTSSTELLE FÜR DEUTSCHLAND: BERLIN W., VICTORIASTRASSE 2

VERANTWORTLICH FÜR ÖSTERREICH-UNGARN HUGO HELLER - WIEN I, BAUERNMARKT 3.

INHALT:

Svend Borberg, Traum und Wirklichkeit Seite 65

Georges Duhamel, Die Gnade. Novelle „ 79

Theodor Däubler, An das Sternbild Die Fische . . . . . „ 90

René Schickele, Der Konvent der Intellektuellen . . . . . „ 96

Klabund, Bußpredigt . . . . . „ 106

Das Lesebuch: Werfel, Die Gefahr . . . „ 109

Das weiße Brett . . . . . „ 112

DIE WEISSEN BLÄTTER

erscheinen

AM 15. JEDES MONATS

Svend Borberg:

TRAUM UND WIRKLICHKEIT

DER ZWEITE AUFSATZ

In der Nationalbibliothek in Paris befindet sich ein schon vergilbtes Stückchen Papier mit der Handschrift Victor Hugos, der Entwurf eines Briefes, den der Dichter im Jahre 1864 an den Luftschiffer Nadar senden wollte, der ein Jahr früher mehrere Aufstiege mit seinem Ballon unternommen hatte, um sich die Mittel zum Bau einer richtigen Luftmaschine zu verschaffen.*) Als ein Träumer und Dichter schwärmt Victor Hugo in diesem Brief von den Möglichkeiten einer großen Zukunft, die er für die Flugmaschine voraussieht, und er kommt zu dem Ergebnis, daß die Flugmaschine mit ihren Folgen den Krieg unmöglich machen müsse! daß der Aeroplan wie eine himmlische Taube der Erde den Weltfrieden bringen werde!

Hier folgt der Brief, etwas verkürzt:

Hauteville House, Januar 1864.

Ihren Brief habe ich erhalten und lasse alles andre beiseite, um Ihnen zu schreiben. Tapferer Mann, Sie tun recht daran, Ihren Blick vertrauensvoll hierher zu richten. Sie können davon überzeugt sein, daß es auf der Felseninsel Guernsey nicht an Verständnis für Sie fehlen wird. Wenn dieser schaumbespritzte, nebelumhüllte Granitfelsen nur ein paar Minuten der Sitz der Regierung wäre, so stünde Ihnen jede Unterstützung zur Verfügung, die Sie brauchen, und die die große Herrscherin Gesellschaft der Persönlichkeit schuldet, die ihr dient. Aber

*) Der unvollendete Entwurf des Briefes fand sich in Hugos Hinterlassenschaften und wurde zum ersten Male von Paul Meurice veröffentlicht. Meine Übersetzung ist nur eine freie Wiedergabe, da auf den Sinn des Originals mehr Gewicht zu legen ist, als auf dessen etwas verschnörkelte Form.

eine solche Teilnahme dem Menschlichen gegenüber findet man ja weder bei diesem im Meere vereinsamten Felsen, noch bei den reaktionären, in Rechts- und Ehrbegriffen erstarrten Menschen. Deshalb bitte ich Sie, mit meiner Hochachtung und meinem Beifall vorlieb zu nehmen.

Meinen Beifall zolle ich sowohl Ihrem Gedanken wie Ihrer Tat. Sie sind ein Mann, der im Interesse der Wissenschaft einen der kühnsten Versuche aller Zeiten unternommen hat. Ihr Unternehmen war um so verdienstvoller, als Sie dabei Ihr Leben aufs Spiel setzten, indem Sie sich auf eine Maschine wagten, von der Sie selbst wußten, daß sie nicht vollkommen genug war. Sie ließen den Ballon steigen, um die Tauglichkeit der Luftschraube zu zeigen. Sie schifften sich in einem Stück aufgepumpten Stoff ein, um die Menge zu einem Schauspiel zu locken und sich auf diese Weise Geld zu verschaffen zur Verwirklichung Ihrer Idee, zum Bau Ihrer Luftmaschine. Man hat Ihnen den Vorwurf gemacht, daß Sie versucht hätten, Aufsehen zu erregen; mir aber kommt es vor, als ob Sie nur Ehre suchten, und als ob Sie auf dem besten Wege gewesen seien, sie sich zu erwerben. „Aufsehen erregen" ist die stete Anklage der Stummheit gegen die Sprache, der Wüste gegen die Fruchtbarkeit, des Neides gegen das Meisterwerk. Sie schenken der Menscheit ein Gut, und es ist nichts weiter als Effekthascherei, Marktschreierei, Reklame! Wie es sich auch verhalten möge, dank des Aufsehens, das Sie erregt haben, steht es jetzt mit Ihrem Problem so günstig, wie überhaupt nur denkbar. Die Lösung wird nicht lange auf sich warten lassen. Die Luftschiffahrt ist durch Sie vor die Entscheidung gestellt: man muß wählen zwischen dem alten Fahrzeug, dem Ballon, und dem neuen, der Flugmaschine. Der Ballon ist leichter, die Flugmaschine schwerer als die Luft. Welchem der beiden Beförderungsmittel soll man den Vorzug geben?

Wir brauchen nur unseren Blick zu erheben. Was sehen wir? Wolken und Vögel. Wohlan, da haben wir ja die beiden Systeme in vollem Gange. Wir wollen sie betrachten und sie miteinander vergleichen. Die Wolke ist der Ballon, der Vogel

die Flugmaschine. Man versteht die Begeisterung, als im Jahre 1783 die erste Montgolfiere in die Luft stieg. Das Werkzeug des Fortschrittes war unverhofft um eine bisher nicht geahnte Maschine vermehrt. Diese Maschine versprach viel und hielt viel. Gleich vom ersten Augenblick löste sie die scheinbar schwerste Frage des Luftschiffproblems, die Frage des Aufstiegs. Hier die Riesenkugel, dort ein Atom, und die beiden nehmen nun einen Kampf miteinander auf, einen prachtvollen Zweikampf.

Jetzt ist das Urteil über den Ballon gefällt. Er wird für unbrauchbar gehalten. Alles, was nicht seinen Motor bei sich oder in sich hat, wird zwar bewegt, bewegt sich aber nicht selbst. Sich selbst bewegen, sein eigener Herr in der Luft zu sein, das ist eben die Schwierigkeit. Von der Erde losgerissen zu werden wie ein welkes Blatt und im Wirbelwind davongetragen zu werden, das kann man noch nicht fliegen nennen. Und um das Fliegen handelt es sich eben. Laut wissenschaftlicher Berechnungen aber verfügt ein Mensch, der sich Flügel anlegt, nur über eine Kraft, die ein Zweiundneunzigstel von der Kraft des Vogels ausmacht. Der Kolibri ist stärker als Herkules. Wie aber soll man fliegen können, wenn man auf die Flügel verzichten muß?

Nach und nach klärt sich das Problem. Nur noch ein kleiner Schritt, und die Luftschiffahrt, die bis jetzt ein Traum ist, kann eine Tatsache werden: wir müssen das erste Luftschiff bauen.

Was bedeutet die Luftschiffahrt für uns? Ich will es ganz kurz sagen: sie wird die *Befreiung* bedeuten! Man hat es bisher für den einzigen Ausweg angesehen: mit Hilfe des Krieges zu zivilisieren, den gordischen Knoten gewaltsam zu lösen. Laßt jetzt die Menschen die Luft in Besitz nehmen, und das Dunkel wird weichen. Was bedeutet die Flugmaschine? Ein Aufhören der Grenzen! Es ist eine ungemein friedliche Revolution, und eine neue Morgenröte bricht an: Befreiung der Menschheit!

Ich ging eines Tages mit dem großen Gelehrten Arago spazieren; ein Ballon schwebte über unsern Häuptern in den

Wolken. Ich sagte zu Arago: „Das Ei schwebt, bis der Vogel herauskommt. Aber der Vogel ist darin und wird nicht lange auf sich warten lassen." Arago ergriff meine beiden Hände, sah mich eine Weile mit leuchtenden Augen an und rief aus: „Und an dem Tage soll Gaea Demos genannt werden!..." Ein tiefes Wort! Gaea soll Demos genannt werden! Die ganze Erde soll ein Volk werden. Der Geist der Zukunft geht immer wieder auf neue Entdeckungen aus, der Mensch wagt sich in unbekannte Weiten. Die Erde, auf der wir bis jetzt Gefangene waren, wird zu einem Garten der Freude werden. Das Weltmeer wird von einer andern Unendlichkeit verdrängt, der Mensch wird ein Vogel und mehr als das: ein denkender Vogel, ein Adler mit einer Seele!

Das Luftmeer gehört der Menschheit. Der Mensch nimmt sein Eigentum in Besitz. Er macht sich wirklich zum Herrn der Welt. Über den Häuptern der Menschen wölbte sich früher eine Ironie: das grosse, „offene" Himmelzelt war eine geschlossene Tür, auf der die Worte standen: „Eintritt verboten". Wohl konnte das Fernglas die Entfernungen messen, aber die Strecke selbst wurde nie zum Reisen benutzt. Jetzt ist es vorbei mit dem Widerstand von oben. Der Riegel ist zurückgeschoben, der Mensch wird so weit vordringen, wie er zu atmen vermag. Der Himmel ist in seiner ganzen Ausdehnung der Erde einverleibt... *Die ganze Erde wird ein Volk werden...*"

*

Für die wenigen, die nicht grundsätzlich dagegen sind, daß man über die Verhältnisse nachdenke, ist es außerordentlich lehrreich, diesen Brief Victor Hugos jetzt zu lesen, wo 50 Jahre darüber vergangen sind, jetzt, wo der Weltkrieg rast und ihm gerade die Luftmaschinen eine ganz besondere Grausamkeit verliehen haben!

Muß man nicht darüber staunen, daß Victor Hugo so außerordentlich scharfsinnig und gleichzeitig so grenzenlos naiv war? Mit wahrer Genialität stellt Hugo das Problem auf: Wolken oder Vogel, der Ballon oder die Flugmaschine. Genial ist es

auch von ihm, zu betonen — und das im Jahre achtzehnhundertvierundsechzig! — daß bei dem Ganzen nur noch der Motor in Frage käme, und klar sieht er die ungeheuer praktischen Möglichkeiten voraus, die der Aeroplan für die Zukunft bedeutet. Noch zu Anfang des jetzigen Krieges, also ein halbes Jahrhundert nach Victor Hugo, hörte man ja oft die guten Leute behaupten, daß die Flugmaschine wohl eine gute Zirkusnummer abgeben könnte; aber lebensgefährlich würde sie immer bleiben, und eine praktische Bedeutung werde sie nie haben; und das sagten die guten Leute, obgleich sie täglich den Aeroplan über ihren Köpfen schweben sahen.

Aber wie verblüffend ist es, denselben Mann, der mit so spielender Leichtigkeit mit den praktischen Problemen umspringt, in solchem Grade vorbeitreffen sehen, wo er als „idealistischer" Prophet auftritt. Die Flugmaschine hat ja diesen Krieg ganz und garnicht unmöglich gemacht; man fühlt sich eher versucht zu sagen, daß man sich diesen Krieg ohne Flugmaschinen überhaupt nicht denken kann. Warum aber versagte der Prophet Victor Hugo gerade in dem entscheidenden Punkt, durch seine Verkündigung, daß die Flugmaschine in die Dienste des Ideals treten und den Menschen zu den Sternen, zum Himmel erheben werde, zu dem Höchsten, nicht im realen, sondern im ideellen Sinne...?

Ob nicht der Umstand daran schuld war, daß sich die „Idealisten" damit zufrieden gaben, ganz still und sanft zu bedauern, daß die Felseninsel, auf der sie sich niedergelassen hatten, um den Strom der Zeit zu betrachten und „die Ideale zu erschauen", nicht der Sitz der Regierung sei...? Hugo kam zu dem Schluß, daß die Flugmaschine ein denkender Vogel, ein Adler mit einer Seele werden müsse, weil er selbst so eine Adlerseele war, die stets nach dem himmlischen Licht schaute. Er vergaß, daß eine neue technische Erfindung, ein neues Werkzeug nicht dazu geschaffen ist, um ein Werkzeug des Fortschrittes zu sein, sondern daß es erst von dem Fortschritt, d. h. von den Idealisten *erobert* werden muß — daß es *augenblicklich* von *seiner* Zeit in Gebrauch genommen wird,

von der *Gegenwart* und nicht von der *Zukunft*. Hugo und die Hugos aller Welt hätten sich, bildlich gesprochen, selbst an das Steuerrad des Aeroplans setzen sollen. Nun waren es ganz andere Leute, die das Höhenruder ergriffen und nicht grade nach den geistigen Höhen steuerten: kleine, rußige Mechaniker waren es, von der Rasse der Radfahr-Schlosser, und kleine, schneidige Leutnants jenes Typs, von dem eine derbe Redensart behauptet, daß sie nur einen Kopf haben, damit die militärische Halsbinde sich nicht nach oben verschieben könne. Die Seelenlosigkeit dieser Leute wurde zur Seele des „Adlers", der „Taube" und der „Möwen". Hätten die Hugos, die Träumer, die Dichter, die Seher, die Propheten, die Idealisten, all diese Ritter des *Morgen* und des *In tausend Jahren*, das *Heute* erobert, so wäre es ihnen vielleicht gelungen, die Notwendigkeit der besten Note in geistiger Schnelligkeit, in geistigem Fluge mit geistigem Höhenrekord für das Fliegerzeugnis durchzusetzen. Nun aber ergriff auf Grund ihrer Unterlassungssünden der Stoff die Herrschaft über den Geist.

Und jedesmal, wenn diese frommen Nachkommen Abels jetzt dem „ewigen Frieden" ihr Opfer bringen und der blaue Rauch grade aufwärts gen Himmel steigt, schwingt das Kainsgeschlecht, dessen Küchenrauch sich nie über die irdischen Regionen erhebt, den Eselskinnbacken. Jedesmal, wenn die Geistigen die Flamme des Ideals entzünden, schrauben die sogenannten Materialisten energisch die Flamme herunter auf ihre Sehhöhe.

Was ist die Folge davon?

Das Kainsgeschlecht zeigt triumphierend auf die Leiche Abels: das ist die Folge! Aber das Abelgeschlecht entzündet von neuem seine Feuer, der Abel*typ* lebt, und wieder steigt sein Opferrauch auf, dem Höchsten zu. Die Wahrheit liegt wohl, wie man zu sagen pflegt, in der Mitte. Ganz vergebens brennt das Feuer auf dem Hochaltar nie, und die Kainsfamilie hat wohl manchmal ein beunruhigtes Gefühl deswegen und merkt in unruhigen Stunden, wie ihr das Kainszeichen auf der Stirne brennt. Aber warum lehrt Abel seinen Bruder nicht den Holz-

stoß schichten? Und warum stellt er nicht seines Bruders ausgezeichnete Muskulatur in den Dienst des Ideals?

*

Wenn wir vom *ewigen Frieden* sprechen, so antworten alle Kleingläubigen mit einem überlegenen Lächeln: „Phrasen!"

Es ist merkwürdig: gerade die Menschen, die die Phrasen am eifrigsten bekämpfen, verneinen am eifrigsten ihre Bedeutung. „Phrasen, Phrasen!" sagen sie, „laßt uns zu Realitäten übergehen!" Ich schlage vor, daß wir ein wenig bei den Phrasen bleiben. Denn, ehrlich gestanden, es kommt mir vor, *daß die Phrasen zu den größten Realitäten des Lebens gehören.* Wie viele imposante Festungen sind nicht auf eine oder die andere chauvinistische Phrase hin erbaut worden! Und wieviele entsetzliche Vernichtungswerkzeuge, die diese Festungen dem Erdboden gleich gemacht haben, sind nicht von Händen bedient worden, die in dem höchsten Phrasenfieber arbeiteten, weil die dazu gehörigen Gehirne niemals imstande waren, selbständig zu denken und die Realität ohne Zusatz von Phrasenöl einzunehmen. Die Phrase ist eine halbe Wahrheit, und es gibt ja nichts, was schwerer umzubringen ist. Die Phrase ist der Gehstuhl, der es den Krüppeln des Geistes möglich macht, sich in dem Kampfe gegen die voll Entwickelten sicher zu bewegen. Die Phrase ist ein Vulkan, ein Abgrund von giftigen Gasarten, und er wird durchaus nicht minder gefährlich, weil man darauf aufmerksam macht, daß er nichts ist als Hohlheit und Luft. Das ist ja eben das Gefährliche, das „grausig Anziehende" eines Abgrundes. Die Phrase ist, möchte man sagen, die solideste aller menschlichen Institutionen. Sie ist der Eselskinnbacken selbst, das köstlichste und unverbrauchbarste Erbstück der Kainsfamilie.

Aber die stärkste und zäheste aller Phrasen ist wohl die Phrase von den „Phrasen", von den „Phantastereien" und „Utopien". Nicht wahr, es war eine „Phantasterei", als Arago und Victor Hugo verkündeten, daß mit der Einweihung der Luftherrschaft die ganze Erde *ein* Volk sein werde? Ja, aber

man vergißt nur, daß ein wenig Geist dazu gehört, geistreiche Worte zu verstehen, und daß *ein* Tag für die Kämpfer des Geistes sind wie tausend Jahre und tausend Jahre wie ein Tag. Ein Prophet kann die Zeit ruhig abwarten, und es sind doch im langen Lauf der Zeit nicht wenig „Phantastereien" in den Realregistern des Konversationslexikons gelandet. Von A-Azetylen bis Z-Zink, ja, das Konversationslexikon selbst samt dem Realregister, alle waren sie einmal „Phantasiegebilde". Nun sind es Realitäten ersten Grades, während „die gute, alte Zeit" selbst, die die Phantasiegebilde verhöhnte, zu etwas geworden ist, was nirgends mehr hingehört. So kann sich das Leben der Ideale von Geschlecht zu Geschlecht umformen und umgestalten. Noch eigentümlicher wirkt diese Umformung der Ideale in dem Leben einer und derselben Persönlichkeit. Als der Krieg gegen die Erwartung vieler noch einmal zur Wirklichkeit wurde, tutete man uns die Ohren voll mit dem Glaubensbekenntnis des seligen Generalfeldmarschalls Moltke:

„Der Krieg ist heilig und von Gott eingesetzt, er ist eins der heiligen Gesetze, die die Welt beherrschen. Der Krieg erhält bei den Menschen alle großen, edlen Gefühle: Ehrgefühl, Uneigennützigkeit, Hochsinn und Mut. Kurz, er verhindert sie daran, in den abscheulichsten Materialismus zu versinken."

Zum Vergleich mag man nun hören, wie der große Moltke dachte, als er noch nicht den heiligen Krieg von 64 und den heiligen Krieg von 70—71 erlebt hatte. Im Jahre 1841 schrieb er ungefähr folgendes:

„Wir bekennen uns offen als Anhänger der häufig verhöhnten Idee vom ewigen Frieden, natürlich nicht in dem Sinne, daß jetzt die langen, blutigen Zusammenstöße aufhören, die Heere aufgelöst und die Kanonen eingeschmolzen werden müssen, nein, aber scheint nicht der Gang der ganzen Weltgeschichte ein Fortschritt nach dem Frieden hin zu sein? Wäre etwa heutzutage ein Krieg eines Gesandten halber oder wegen der schönen Augen einer Königin möglich? Der Krieg wird immer seltener werden, weil er allzuteuer geworden ist, nicht nur in pekuniärer Hinsicht. Ist nicht die Bevölkerung Preußens im

Laufe von mehr als 25 Friedensjahren um ein Viertel gestiegen? Sind hier jetzt nicht 15 Millionen Einwohner, die sich besser ernähren, besser kleiden und kultivierter sind, als die früheren 11 Millionen? Ist das nicht weit mehr wert, als ein glücklicher Feldzug oder eine eroberte Provinz? Wir müssen gestehen, daß die für den Unterhalt der europäischen Heere bewilligten Milliarden und die Millionen von Männern, die in ihren besten Jahren ihrer Beschäftigung nur aus Rücksicht auf die Möglichkeit eines Krieges entrissen werden, daß all diese gewaltigen Hilfsquellen ganz anders produktiv angewandt werden könnten. Wird Europa einmal eine allgemeine Abrüstung erleben? Man sagt, daß der Mensch ohne den Krieg seine sittliche Energie verlieren würde, daß ihm die Fähigkeit abhanden käme, für Ehre, Glauben, Ruhm, Liebe zum Vaterland und zur Religion sein Leben zum Opfer zu bringen. Vielleicht ist etwas Wahres daran. Je seltener der Krieg in Europa wird, desto unumgänglicher ist es notwendig, der Jugend ein neues Feld zu finden, auf dem sich ihre Energie frei entwickeln kann. Deshalb hat England in fünf Weltteilen und auf allen Meeren ein Heer von Arbeitenden geschaffen. Sollte Deutschland dem Beispiel Englands nicht folgen?"

Wenn man diese beiden Glaubensbekenntnisse desselben Mannes nebeneinander hält, wird man da nicht auffallend an die Bilder eines Schwindelsanatoriums „Vor der Kur" und „Nach der Kur" erinnert? H. v. Moltke hat ein gründliches Schlammbad in dem Morast der Schlachtfelder genommen, darauf ein dreifaches Blutbad durchgemacht (herrlich!) und schließlich sitzt er im Lichtbad, im „Licht der Gnade", — das ist der Abschluß, die Hofkur. Seine Jugendideale hat er verloren, dafür aber ist er ein Held, ein Heiliger geworden: der Krieg ist ein Gott, weil Moltke sein Prophet ist.

Wer von den beiden hatte nun recht, der *junge* oder der *alte* Moltke? Ja, man ist wohl zu der Annahme geneigt, daß der *General* Moltke klüger ist als der *Leutnant* Moltke war. Er war ja so viel reicher an Erfahrungen! Beachtenswert ist jedoch, daß weder der junge noch der alte Moltke nach irgend-

welchen „Erfahrungen" geurteilt haben kann. Moltke kann unmöglich irgend etwas darüber erfahren haben, an welchem Verfall die Menschen durch die Kriege von 64, 66 und 70—71 verhindert worden sind. Die Kriege trafen ja tatsächlich ein, und so erfuhren wir nicht, wie es in der Welt ohne sie ausgesehen hätte. Eins aber muß Moltke übersehen haben: daß die prachtvollen Eigenschaften, die seine Heere entfalteten (Ehrgefühl, Hochsinn, Mut usw.), sich sofort bei Ausbruch des Krieges zeigten; sie konnten also nicht das Werk des Krieges gewesen sein, sondern müssen einen gesunden Schlaf im Schoße des Friedens geschlafen haben. Dieselbe Erfahrung hat die jetzige Generation gemacht. Alle meinten ja, daß die sittliche Energie (europäischer Ausdruck für die Fähigkeit, totzuschlagen und sich totschlagen zu lassen) von der langen Friedensperiode erheblich geschwächt wäre, und dabei war ein geradezu unheimliches Leben in dem hohen Leichnam.

Jawohl, antworten die Moltkeaner von heute, aber der Krieg ist es, der die großen Gefühle weckt! Das tut ein Eisenbahnunglück aber auch, und so weit haben wir es noch nicht gebracht, daß wir aus diesem Grunde ein Eisenbahnunglück als „heilig und von Gott eingesetzt" betrachten. Wo ich der Freude darüber begegne, daß es den Menschen — „dank des Krieges" — vergönnt sei, gewisse gute Eigenschaften zu beweisen, fällt mir immer die Anekdote von der alten Frau ein, die in ihrer Wohnung einen Taler verloren hatte und ihn auf keine Weise wiederfinden konnte. Die Zeit verging, und die Frau vergaß den Taler, da sie ihn nicht sehr notwendig brauchte. Da stürzte bei einem Erdbeben das Haus ein, die Kommode der alten Dame fiel um, und hervor rollte — der Taler. „Hurra, mein Taler", rief die alte Frau.

Man freut sich darüber, daß das Individuum durch den Krieg gelernt hat, das Vertraute, das Sichere beiseite zu werfen, um sich „für etwas Höheres zu opfern", um sich in den Abgrund des Unbedingten zu stürzen. Man vergißt, daß es ein wirklicher Abgrund ist, ein Abgrund von Realitäten, in den sich die Menschen gestürzt haben. Die Stunde, der Augenblick

hat niemals größere Triumphe gefeiert als während dieses Krieges, und niemals hat das Ewige größere Niederlagen erlitten. Das große Geheimnis des Menschengeistes ist nicht, daß er sich unbedingt hingeben kann (zum Beispiel irgendeinem Blödsinn), sondern daß er sich *dem Unbedingten, dem Höchsten hingeben kann! Geist ist Sinn für das Höchste, Trieb zum Höchsten.*

Man legt den außerordentlichen, den ekstatischen Gemütsbewegungen, in die der Krieg die Menschen versetzte, einen außerordentlichen Wert bei. Man spricht viel von der geistigen „Erhebung" bei Ausbruch des Krieges. Man vergißt, daß die höchste Ekstase „die Verzückung in Gott", die All-Liebe und All-Einheit, ist, während Kriegsleidenschaft gleichbedeutend ist mit Haß und Fanatismus. Ekstase ist Offenbarung, Hellsehen, Scharfblick, — Kriegsleidenschaft ist Blindheit. Ekstase macht die Seele empfänglich, während das durch den Krieg unmäßig erhitzte Nationalgefühl sie aller Befruchtung verschließt. Das Nationalgefühl ist eine Art *Mono*-Manie, die Ekstase könnte man eher als eine Art „*Pan*-Manie" bezeichnen, ein Spiel aller Farben des göttlichen Spektrums, das die Seele erfüllt.

Freuen wir uns darüber, daß die Menschen im allgemeinen fähig sind, sich begeistern zu lassen, aber bewundern wir sie nicht, weil sie imstande sind, den Kopf zu verlieren. Bewundern wir sie nicht, weil sie wie alte Remontepferde gleich beim ersten Schall des Hornes in den Kriegstanz übergehen. In tiefster Ehrfurcht aber wollen wir uns vor Männern beugen wie *Romain Roland,* — „dem größten Helden des Weltkrieges", wie *Ellen Key* ihn nennt, — der landflüchtig wurde, weil er sein Herz nicht verleugnen wollte, oder *Georg Brandes,* der, obgleich er dadurch die Leser einer Welt einbüßte, mitten im Kriegsgetümmel seinen weißen Helmbusch hochhielt in unbezwinglichem Trotz gegen Dummheit und Haß.

Der Krieg hat die Menschen so wenig daran gehindert, „in den abscheulichsten Materialismus zu versinken", daß er vielmehr alle Völker Europas zu einer ewigen Erwägung von

Fragen gezwungen, die nicht einmal die Gehirne unserer Köchinnen in Friedenszeiten beschweren. Ersticken wir nicht fast in Fett- und Speckproblemen? Müssen sich nicht alle Länder Europas mit Nahrungs- und Geldsorgen plagen, mit Lebensmittel-Schwierigkeiten und müßigen Grübeleien über all die verloren gegangenen Werte?

Die Anwälte des Krieges haben auch hierauf ihre Antwort bereit: der Krieg ist kulturfordernd, vor allem, weil er organisiert! Fast möchte man mit einem Zitat des guten dänischen Bauernschriftstellers Thorkild Gravlund antworten: „Man spricht zwar von Kultur, aber man denkt an ihren Gegensatz, an die Mechanik." Selbst wenn man nicht die Mechanik als den *Gegen*satz der Kultur bezeichnen will, muß man doch zugeben, daß man schwerlich einen schärferen Ausdruck für die tiefe Begriffsverwirrung unserer Zeit finden kann, für die überall eingebrochene Verwechslung von Kultur und Technik, als diesen klassischen Nonsens: Der Krieg schafft Kultur, weil er Organisation schafft; ja, Organisation — der Unkultur und Barbarei. Tollheit ist Weisheit, wenn sie nur in ein System gebracht ist. Grausamkeit ist bewunderungswürdig, wenn sie nur Methode hat. Zerstörung und Vernichtung sind große Wohltaten, wenn sie nur ordnungsgemäß durchgeführt werden. Der Friede mag aufbauen soviel er will: Menschenkeime und Menschenglück, — die Kultur findet doch erst Unterkunft an dem Tage, wo der Krieg kommt und — alles in Trümmer schießt, wohlverstanden der *moderne* Krieg, der nicht einen Stein auf dem andern läßt! Eine so große Wohltat der Kultur ist die Organisation an sich. Organisierte Bosheit oder organisierte Menschenliebe, das ist an sich gleichgültig! *Organisiert,* das ist das Geheimnis!

Die Anwälte des Krieges sind in seinem Dienst so eifrig, daß sie keine Gelegenheit versäumen, den geehrten Widersacher, den Frieden, anzuschwärzen. Sie haben sogar den Mut, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Menschen auch in Friedenszeiten einander Böses tun, Werte vernichten und sich das Leben kürzen. Als ob man nicht den Krebs bekämpfen sollte,

weil es etwas gibt, was Schwindsucht heißt. Wenn man diese Verteidiger des Krieges liest, fällt einem immer wieder der Vers ein:

„Wie doch die Menschen sich winden und wehren,
Um nur das Gute nicht zu verehren."

Ein moderner „Kulturmensch" macht seit der frühesten Jugend eine ganze Schule von Geschmeidigkeitsübungen durch, die dazu notwendig sind, um die Wahrheit — nicht einzusehen. Soll er dann aber gezwungen werden, die Wahrheit einzusehen, so kann er fast nur unter Androhung persönlichen Schadens dazu gebracht werden, sie einzu*räumen,* empfindet es wie eine Schande, daß er so „unpraktisch" und so „lächerlich-uneigennützig" ist. Soll er obendrein richtig *handeln,* dann hilft selbst eine 42-Zentimeter-Drohung nicht. Er muß buchstäblich dazu verführt werden.

Warum?

Weil die „Tugend", die er am wenigsten von allen missen möchte, sein sogenannter „praktischer" Sinn, für die Wirklichkeit ist. Ob es doch nicht möglich wäre, sich darüber zu verständigen, daß, so wie es zwei Arten von Idealisten gibt, — nämlich die, die Ideale verwirklichen möchten, und die, die statt dessen die Wirklichkeit idealisieren — es auch zwei Arten von Wirklichkeitssinn gibt. Der eine ist der Sinn für die Realitäten des *Augenblicks,* ohne Erkenntnis der Möglichkeiten, die sie in der Zukunft haben können. Der andere ist der Sinn für die Möglichkeit, in der Realität die Gabe zu sehen, was dazu gehört, daß ein Traum zur Wirklichkeit werden kann (Victor Hugos Scharfsinn in bezug auf die Luftschifffahrt als solche), kurz, der Sinn für den Traum, für *die höhere Wirklichkeit der Zukunft.*

Die Menschen, die noch zu Anfang des Jahres 1914 ganz ruhig den Traum vom ewigen Frieden träumten, wurden ja ziemlich unsanft aus ihrem Schlaf geweckt. Und sie haben seither vielen Spott erdulden müssen. Der Augenblick, die Wirklichkeit des Augenblicks übermannte ihre Ewigkeits-

träume. Viele von ihnen sind jedoch durch Schaden klug geworden und haben eingesehen, daß die Idealisten selbst die geschickten Pioniere ihrer Ideale werden müssen. Die Träumer müssen Politiker werden, um die „Wirklichkeit" zu besiegen, sie müssen ihr ihren Willen aufprägen und sie nach dem Bilde ihrer Träume formen.

Aus dem Dänischen übersetzt
von Klara Wechselmann.

Georges Duhamel:

DIE GNADE

Vor dem Leiden, sagt man, seien alle Menschen gleich. Aber ich weiß genau, daß das nicht wahr ist.

Anger! Anger! du bescheidener Korbmacher aus der Charente — wer bist du eigentlich, daß Schmerzen dich nicht elend machen? Warum hat des Himmels Gnade dich berührt, und warum hat sie Gregor nicht berührt? Warum bist du der Fürst einer Welt, in der Gregor nur ein Bettler ist?

Ihr guten Damen, wenn ihr durch die Krankensäle geht und den Verwundeten des großen Krieges Zigaretten schenkt und Bonbons — so kommt mit mir.

Wir durchschreiten im ersten Stock den großen Saal, dessen Fenster von Kastanienlaub umspielt sind. Aber nicht Anger ist's, den ich euch zeigen will: ihr werdet ihn von selbst zu finden wissen, und werdet gleich versucht sein, ihm den größten Teil eurer Zigaretten und Bonbons zu geben. Doch wenn ich euch den Gregor nicht zeigte, so würdet ihr scheiden, ohne ihn gesehen zu haben, und er bekäme keine Bonbons und auch nichts zu rauchen.

*

Nicht aus diesem Grunde nenne ich Gregor einen Bettler, sondern aus einem viel tieferen und geheimeren: Gregor hat keinen Mut, und er ist nicht das, was man einen guten Kranken nennt . . .

Im allgemeinen nennen die Pfleger denjenigen einen „guten Kranken", der ihnen nicht allzuviel Sorgen macht. Und in diesem Sinne ist das ganze Hospital sich darüber einig, daß Gregor gewißlich kein guter Kranker ist.

Er liegt, seiner Wunde wegen, den ganzen Tag auf seiner linken Seite und betrachtet die Wand. Ich habe ihm gleich in den ersten Tagen gesagt:

„Ich will dir das Bett in der anderen Ecke geben; dann siehst du die Kameraden."

Er hat mir geantwortet, mit seiner dumpfen und mürrischen Stimme:

„Das lohnt nicht. Mir ist gut so."

„Aber du kannst doch nichts sehen als die nackte Wand."

„Das ist gerade genug."

So ist er denn in seiner Ecke geblieben; und von da holt man ihn jeden Morgen ab.

Kaum haben die Träger die Hand auf sein Bett gelegt, als Gregor verzweifelt zu schreien anhebt:

„Oh, greift mich nicht so an! Ihr dürft mich nicht anfassen..."

Die Träger, die ich ihm schicke, sind sehr behutsame Leute, immer dieselben: der dicke Paffin, der Schuster ist und stottert, und Monsieur Bouin, ein graubärtiger, zaghafter Mathematikprofessor.

Sie nehmen Gregor mit der größten Vorsicht, um ihn auf die Bahre zu legen. Aber der Verwundete kritisiert alles, was sie tun, sehr ungnädig:

„Ihr sollt mich nicht so umdrehen! Und mein Bein müßt ihr besser halten!"

Paffin schwitzt schrecklich. Monsieur Bouins Klemmer fällt zu Boden. Endlich wird der Kranke weggetragen.

In den Verbandsaal. Da wird Gregor blaß, und auf seiner Stirne perlt der Schweiß. Sein wilder, fahlgelber Bart zittert, Haar für Haar. Ich fühle das alles und rufe ihm schon von weitem ein paar ermutigende Worte zu:

„Deine Sache wird heute in zwei Minuten erledigt sein, Gregor; kaum Zeit genug zu sagen: Uff!"

Er wahrt ein finsteres, zurückhaltendes Schweigen. Er sieht aus wie ein Verurteilter, der auf seine Hinrichtung wartet. Er ist so voller Angst, daß selbst die Neckerei des vorbeikommenden Sergeanten: „Da ist ja unser Brummpeter!" ihn stumm läßt.

Endlich legt man ihn auf den Tisch, den die Verwundeten „das Billard“ nennen.

Und dann wird es schlimm. Ich merke sofort, daß, wie ichs auch anstelle, Gregor Schmerzen haben wird. Ich lege die Wunde an seiner Hüfte bloß, und er schreit. Ich wasche die Wunde sorgsam, und er schreit. Ich sondiere sachte, ganz sachte die Wunde, aus der winzige Knochensplitter herauskommen, und er stößt ein sinnloses Geheul aus. Ich sehe seine Zunge, die in seinem offenen Munde zittert. Seine Hände zittern in den Händen, die sie halten. Ich habe die Empfindung, daß alle Fibern seines Leibes zittern, daß die roten Knospen seiner Wunde zittern und sich zusammenziehen. Trotz meiner Entschlossenheit rührt mich dieses Elend, und ich frage mich, ob eine Art von Ansteckung nicht auch mich erzittern lassen wird. Ich sage ihm:

„Ein wenig Geduld, mein armer Gregor!“

Mit einer Stimme, die von Furcht und Schmerz ganz entstellt ist, antwortet er:

„Es geht über meine Kraft!“

Ich murmele, um noch etwas zu sagen:

„Ein wenig Mut . . .“

Er schweigt, und ich verstehe, daß dieses Zureden zum Mut für ihn die Aufforderung zu etwas Unmöglichem bedeutet, wie: schwarze Augen zu haben, wo er doch blaß-blaue hat.

Das Verbinden der Wunde vollzieht sich unter allgemeiner Pein. Nichts kann mich vor dem Gedanken retten, daß Gregor mich in dieser Minute haßt. Während man ihn wegträgt, frage ich mich gequält: warum ermangelt dieser Gregor jeglicher Gnade, warum kann er nicht dulden?

Der Sergeant wischt den Tisch ab und sagt: „Er versteift sich auf seinen bösen Willen.“

Ach nein; der Sergeant irrt sich. Gregor hat keinen bösen Willen. Manchmal spüre ich an einer Anspannung seines Gesichtes, daß er sich aufrafft, dem Schmerz zu widerstehen, ihm leichteren Herzens zu begegnen. Aber seine Willenskraft reicht nicht aus.

Wenn man von Ihnen verlangte, eine Lokomotive hochzuheben, so würden Sie vielleicht einen Ansatz dazu machen; aber Sie täten es ohne Zutrauen und ohne Erfolg. Also sprechen Sie nicht schlecht von Gregor!

Gregor kann nicht leiden, ebenso wie man eine fremde Sprache nicht „kann". Dabei ist es leichter, chinesisch zu lernen, als das Metier des Leidens zu lernen.

Wenn ich sage, daß er nicht leiden kann, so meine ich, daß er leidet, ach, viel mehr als die andern . . . Ich kenne das Fleisch des Menschen, und es gibt Zeichen, die mich nicht täuschen.

Gregor fängt die Sache falsch an. Er gleicht einem Kinde, das so große Furcht vor Hunden hat, daß es bestimmt von ihnen gebissen wird. Gregor zittert immer gleich. Dann stürzen sich die Hunde des Schmerzes auf den Wehrlosen und werfen ihn nieder.

*

Eine große Last von Qualen, das ist schwer für einen Menschen allein; aber es ist erträglich, wenn einem geholfen wird. Unglücklicherweise hat Gregor keine Freunde. Er tut nichts, um welche zu bekommen. Man sollte fast denken, er wolle keine haben.

Er ist nicht grob, nicht brutal, wie dieser Kerl, der Groult, der mit seinem Maulwerk den ganzen Saal amüsiert. Er ist nur trübselig und verschlossen.

Er sagt nicht oft „danke", wenn man ihm etwas schenkt, und das kränkt empfindliche Leute.

Wenn ich mich an sein Bett setze, so gibt er durch nichts zu erkennen, daß mein Besuch ihm Freude mache. Ich frage ihn:

„Was für ein Handwerk hattest du im Zivil?"

Es dauert einige Zeit, bis er mir antwortet:

„Allerhand. Ich flickte, was es zu flicken gab."

„Du bist verheiratet?"

„Ja."

„Und hast Kinder?"

„Ja."

„Wieviel?"

„Drei".

Der Unterhaltung gebricht es an Stoff. Ich erhebe mich und sage: „Auf morgen, Gregor!"

„Sie wollen mir wieder weh tun!"

Ich beruhige ihn, oder versuche wenigstens, ihn zu beruhigen. Und um nicht mit einem schlechten Eindruck wegzugehen, frage ich noch: „Wie bist du verwundet worden?"

Er sammelt seine Erinnerungen und erwidert lakonisch: „Nun, mitten in der Ebene, mit den anderen . . ."

Das ist alles. Ich gehe. Gregors Augen folgen mir eine Sekunde lang, und ich weiß nicht einmal, ob er froh oder böse ist über meinen Besuch.

Adieu, mein armer Gregor! Ich gehe quer durch den Saal, um mich an Angers Bett zu setzen.

*

Anger ist gerade dabei, sein „Tagebuch" auf dem Laufenden zu erhalten.

Das ist ein dickes Heft, das ihm irgend jemand geschenkt hat, und in das er die wichtigen Ereignisse seines Lebens einträgt . . .

Anger hat eine große, runde Schülerhandschrift, so recht passend für das, was er zu schreiben hat und was ihm Freude macht.

„Wollen Sie mein Tagebuch sehen?" fragt er.

Und er reicht es mir, mit der Miene eines Menschen, der keine Geheimnisse hat.

Anger bekommt viele Briefe, und er schreibt sie sorgfältig ab, besonders wenn sie schön sind und voll edler Empfindungen. Sein Leutnant, zum Beispiel, hat ihm einen bedeutsamen Brief geschrieben.

Er kopiert in seinem Heft auch die Briefe, die er seiner Frau und seiner kleinen Tochter schreibt. Des weiteren findet man da die Tatsachen des Tages: „Verband um zehn Uhr vormittags. Der Eiter wird weniger . . . Nach der Suppe Besuch der Frau Prinzessin Moreau, die gestrickte Kappen an uns verteilt; ich habe eine schöne grüne bekommen. Der kleine Mann,

der so furchtbare Schmerzen im Bauch hatte, ist um zwei Uhr gestorben . . ."

Anger klappt sein Heft zu und tut es unter sein Kopfkissen.

Er hat ein Gesicht, das man nicht ohne Sympathie ansehen kann. Der Teint frisch und warm, die Haare dicht, etwas lockig. Ein Jünglingsschnurrbart, ein wohlrasiertes Kinn mit einem heiteren Grübchen in der Mitte, und Augen, die auf eine lächelnde Landschaft zu blicken scheinen, darin hurtige Bächlein im Sonnenschein glitzern.

„Mir geht es gut", sagt er mit stiller Befriedigung. „Wollen Sie Marietta sehen?"

Er nimmt das Tuch weg, und ich sehe den Apparat, in den wir seinen Beinstumpf gesteckt haben. Das ist für ihn eine große weiße „Puppe", die er lachend in seine beiden Hände nimmt, und der er den vertraulichen Namen „Marietta" gegeben hat.

Anger war Pionier. Eine Granate hat ihm den Schenkel zerschmettert und den Fuß abgerissen. Da dieser Fuß noch an einem Fleischfetzen hing, so hat Anger sein Taschenmesser gezogen und sich seines Fußes ganz und gar entledigt, und dann hat er zu seinen Kameraden, die grün wurden vor Entsetzen, gesagt:

„Freunde, das geht famos! Da ist nicht viel verloren! Bringt mich ein bißchen von hier weg".

„Hattest du große Schmerzen?", frage ich ihn.

„Wirklich, weniger als man denken sollte. Aufrichtig gesagt, es hat mir nicht sehr, sehr weh getan. Nachher — verflucht! — ist der Schmerz gekommen . . ."

Und ich verstehe, warum man Anger liebt: weil er beruhigend wirkt. Wenn man ihn sieht und hört, so meint man, daß das Leiden keine so sehr grauenhafte Sache sei . . . Leute, die fern von den Schlachten leben und gelegentlich in Krankenhäusern ein bißchen Kriegsluft atmen möchten, betrachten sich Anger, und wenn sie von dannen gehen, so sind sie mit allem zufrieden: mit den Geschehnissen, mit ihm und mit sich selbst. Sie finden, daß das Land gut verteidigt wird, daß die Sol-

daten tapfer sind, und daß Verwundungen und Verstümmelungen zwar gewiß ernsthafte Dinge sind, aber doch immerhin erträgliche.

*

Auch für Anger ist der Schmerz gekommen. Aber er hat eine Art, mit ihm umzugehen.

Er leidet auf eine intelligente, aufgeklärte, fast methodische Art. Er wirft nicht alle Dinge durcheinander, und er klagt nicht kreuz und quer. Noch unter den Händen der andern bleibt er der Mann, der sich selbst amputiert und damit das Werk der Mitrailleuse vollendet hat. Er ist zu bescheiden und zu respektvoll, um dem Chirurgen Ratschläge zu geben; aber er liefert ihm wertvolle Fingerzeige.

Er sagt:

„Da sind Sie gegen den Knochen, das tut mir weh. Aber da können Sie kratzen, ich merke nicht viel. Vorsicht! Sie drücken ein bißchen stark. Ja, dahin können Sie gehen, ich sehe, was es ist . . .“

Und so arbeiten wir gemeinsam.

„Was machen Sie da? Ach so, Sie waschen! Das hab ich gern. Das tut mir gut. Reiben Sie noch ein bißchen an der Stelle da. Wenn Sie wüßten, wie mich das juckt! Ah, um die Röhre einzulegen, müssen Sie es mir aber vorher sagen, daß ich mich an den Tisch klammern kann . . .“

Und die Arbeit geht wunderbar von statten. Anger wird sehr schnell und sehr gut geheilt werden. Bei ihm zögert man nie, das Nötige zu tun. Um den verletzten Knochen abzukratzen, wollte ich ihn einschläfern. Anger sagte:

„Ich habe das Gefühl, daß das nicht so furchtbar weh tun wird. Wenn's Ihnen gleich ist, so schläfern Sie mich nicht ein und machen Sie Ihre Sache, für das andere sorge ich.“

Gewiß, ein paar Grimassen hat er nicht unterdrücken können. Da hat der Sergeant ihn gefragt:

„Kennst du schon das Lied von den Schweinen auf dem Felde?“

„Wie geht das, dein Lied?"

Der Sergeant beginnt, mit übertrieben spitzer Stimme, das Lied von den Schweinen zu singen. Anger fängt an, zu lachen. Alle fangen an zu lachen. Und doch sind wir über das kranke Bein gebeugt und machen unsere Arbeit.

„Jetzt wiederhol's", sagt der Sergeant.

Er beginnt von neuem, und Anger begleitet ihn.

Ein paar Mal muß Anger innehalten, um das Gesicht zu verziehen. Ein paar Mal auch entgleist ihm die Stimme. Er entschuldigt sich leichthin:

„Ich habe nie ganz richtig singen können."

Na, das ist egal, das Lied ist schlecht und recht gelernt und wenn der General das Hospital besuchen wird, so wird Anger ihm erklären:

„Herr General, ich kann Ihnen ein schönes Lied vorsingen."

Und er täte es wirklich, der Schelm, wenn nicht der Chef-Arzt ihm große Augen machte . . .

*

Nach alledem ist es dann eine traurige Sache, Gregor zu behandeln und ihn stöhnen zu hören:

„O, ziehen Sie doch nicht so, das reißt mir ja das Herz aus dem Leibe!"

Ich gebe ihm zu bedenken, daß er kränker werden wird, wenn er sich nicht behandeln lassen will. Dann weint er:

„Das ist mir ganz gleich, ich gehe ja doch drauf . . ."

Er hat die Wärter und die Träger und alle schon ganz mutlos gemacht. Mich macht er nicht mutlos; aber er macht mir viel Sorge.

Ihr Herren, die ihr euch versammelt, um zu beraten über die Ursachen des Krieges, über das Ende des Krieges, über die Abnutzung der Bestände und über die Grundlagen der zukünftigen Gesellschaft: verzeiht mir, wenn ich euch meine Meinung über alle diese wichtigen Fragen nicht sagen kann; ich bin zu sehr beschäftigt mit der Wunde des unglückseligen Gregor.

Sie sieht nicht befriedigend aus, diese Wunde, und wenn ich sie untersuche, so kann ich an nichts anderes denken; das Jammern des Patienten läßt mir nicht die Ruhe, mit euch die Vorbedingungen der großen Schlacht ins Auge zu fassen und die Ergebnisse einer Neugestaltung der Karte von Europa.

Hört: Gregor hat mir gesagt, daß er „draufgehn" werde . . . Ich glaube, ich hoffe, daß er sich täuscht. Aber er wird doch sterben, wenn man es nicht über sich gewinnt, ihm Schmerzen zu bereiten. Er wird sterben, denn alle geben ihn auf. Und schon längst hat er selbst sich aufgegeben.

*

„Mein Lieber", erläutert Anger einem sehr zeremoniellen Krankenwärter, „natürlich ist es unangenehm, wenn man nur *einen* Schuh anzuziehen hat, aber dabei spart man doch auch. Außerdem ist bei mir die Gefahr nur halb so groß, wie bei dir, daß ich im Bett meine Frau mit den Fußnägeln kratze . . ."

„Sehr richtig," bestätigt der Sergeant, „mit Marietta karessiert er sie, sozusagen, seine Dame!"

Anger und der Sergeant treiben Possen wie zwei vertraute Spießgesellen. Der Wärter, etwas verwirrt, findet nichts zu erwidern, und wie er sich entfernt, lacht er aus Höflichkeit.

Ich setze mich neben Anger, und wir bleiben allein.

„Ich bin Korbmacher," sagt er mir ernsthaft. „Ich kann also mein Handwerk schlecht und recht wieder aufnehmen. Aber sehen Sie Groult, mit einer Hand zu wenig, und Lerondeau mit seiner steifen Pfote: Landwirte . . . Wie schlimm das ist!"

Anger rollt die „r" in einer Weise, die seiner Sprache Klang und Kraft gibt. Von den anderen spricht er mit einer natürlichen Ritterlichkeit, die aus der Tiefe kommt wie sein Blick, und die etwas Offenes hat wie seine Stimme. Und er braucht wirklich niemanden zu beneiden. Ich sage es ja: er ist ein Fürst.

„Ich bekomme schönen Besuch", sagt er mir. „Vorhin ist noch eine Dame da gewesen, die mir diese große Schachtel Bonbons geschenkt hat. Nehmen Sie doch einen Bonbon,

Sie machen mir eine Freude. Und wollen Sie, bitte, auch den Kameraden welche anbieten?"

Leiser setzt er hinzu:

„Sehen Sie mal unter mein Bett. Dahin lege ich alles, was man mir schenkt. Nicht wahr, es ist zu viel? Ich schäme mich dessen. Es sind auch welche hier, denen man gar nichts gibt, und die doch ihre Pflicht getan haben genau so wie ich, und die tapfere Soldaten sind."

In der Tat, es liegen viele tapfere Soldaten im Saale; aber man hat nur eine einzige Militärmedaille verliehen, und Anger hat sie bekommen. Ein richtiges Fest hat man ihm daraus gemacht, und die Kameraden haben aus vollem Herzen daran teilgenommen; denn, so unwahrscheinlich das klingt, kein Mensch ist auf Anger eifersüchtig! Welches Wunder! Wo gäbe es einen Fürsten, der keine Neider hätte?

„Sie gehen schon?", sagt Anger. „Dann sagen Sie doch, bitte, auch dem Groult guten Tag. Er ist zwar ein Querkopf, aber er liebt die Konversation."

*

Anger hat mir einen Hinweis gegeben. Ich werde eine Zigarette mit Groult rauchen. Und vor allem werde ich Gregor besuchen.

Groult wird eigentlich nicht ganz vernachlässigt; er ist ein Original und ein Widerspruchsgeist. Man zeigt ihn wie ein merkwürdiges Tier: er bekommt seinen Anteil an Geschenken und an Fürsorge.

Aber um Gregor kümmert sich niemand; er starrt auf die Wand, wird immer magerer, und nur der Tod scheint sich für ihn zu interessieren.

Du sollst nicht sterben, Gregor! Ich schwöre es dir, daß ich dich bei mir festhalten werde, daß ich mit dir leiden und deine schlechte Laune demütig ertragen werde. Da du unglücklich bist für eine ganze Welt, so sollst du wenigstens nicht allein unglücklich sein!

Ihr guten Damen, die ihr unsere Verwundeten besucht und

Bilderbücher an sie verteilt, blau-weiß-rote Mützen und Zuckerdüten: vergeßt den Gregor nicht, der unglücklich ist. Und, vor allem, schenkt ihm euer schönstes Lächeln!

Ihr geht von dannen, zufrieden mit euch selbst, weil ihr freigebig zu Anger gewesen seid. Aber es ist kein Verdienst, Anger eine Freude zu bereiten. Mit einer einzigen Geschichte, mit einem einzigen Händedruck gibt er euch ja viel mehr, als ihr ihm. Er gibt euch Vertrauen; er gibt euch die Ruhe des Herzens zurück.

Sucht den Gregor auf, der nur sein Leiden zu geben hat, und der beinahe sein Leben hingegeben hätte.

Wenn ihr davongeht ohne ein Lächeln für Gregor, so fürchtet, eure Aufgabe verkannt zu haben! Und verlangt nicht, daß er euch euer Lächeln zurückgebe; denn wo wäre dann eure Freigebigkeit?

Es ist leicht, Mitleid mit Anger zu haben, der es gar nicht braucht. Aber es ist schwer, Mitleid mit Gregor zu haben; und doch, wie sehr ist er bemitleidenswert!

Vergeßt es nicht: Anger ist von der himmlischen Gnade berührt. Gregor aber ist verdammt, wenn ihr ihm nicht die Hand reicht.

Gott selbst muß Mitleid haben mit den Verdammten: er, der ihnen die Gnade versagt hat.

Es ist nur ein törichter Drang nach Gleichheit, der uns sagen läßt, vor dem Leiden seien alle Menschen gleich. Nein, nein! die Menschen sind nicht gleich vor dem Leiden. Und, da wir vom Tode nichts wissen, als was ihm voraufgeht und ihn bestimmt, so sind selbst angesichts des Todes nicht alle Menschen gleich.

Theodor Däubler:

AN DAS STERNBILD: DIE FISCHE

In mein blaues Träumen
Rauscht ein leicht verzücktes Schäumen.
Und dann stehe ich am Meere.
Vor dem Abhang, lang behängt mit Algen:
Eine Brandung! Schwere Wogen balgen
Sich, bereit zum Todessprung, ins Leere,
Um den ersten steilen Satz ins Freie.
Schneller Möwen Schreckensschreie
Hör ich um die Felsen gellen,
Wo die aufgebrachten Wellen,
Noch bevor sie laut zerschellen,
Schon beim Sprunge jäh erbleichen:
Und nach unten stürzen bloß noch Leichen.
Weiße Segler kommen rastlos angezogen:
Voll Bestürmung eilig hergetrieben,
Werden sie vom Küstenfels gefährdet!
Wie verwegen sich ein Schiff gebärdet,
Doch es weiß im gut bemeßnen Bogen
Jedes sich durch Klippen vorzuschieben:
Von der Bucht wird's letzte eingezogen.
Ich bin draußen auf dem Riff geblieben.
Große Wolken spendet uns der Westen.
Halbgestaltet rollen sie den Ozean entlang.
Wie Gespenster, noch genarrt vom Sinnendrang,
Klimmen sie verwegen zu Berauschungsfesten.
Hoch empor gesteilt, ein Segelrecke
Reicht den untern Vettern keck die Hand:

Durch den Wirrwarr knüpft der Sturm ein Band.
Und ich selber bleibe noch am gleichen Flecke.
Will der Abend mich mit viola Samt umhüllen?
Fallen dann auf uns die schwarzen Mäntel nieder,
Oder wird die Sonne uns mit Huld erfüllen,
Kehrt die goldne Heiterkeit zum Abend wieder?
Geduld! Der Ginster duftet, gibt den Felsen Würzung.
Verweile, meine Seele, mit den hellen Flattersäumen,
Die um Mühlen spielen und mit Segeln schäumen.
Erharre, du, im Geist, die große Sternbestürzung:
Die gleichen Sterne werden kommen, dich erschüttern!
Sie sind dir ungewohnt: die ewig gleichen!
Geschöpfe sehn zu ihnen, wie zu ihren Müttern:
Gefaßtsein unter Sternen wirst du nie erreichen.

*

Sterne, wir sind da! verantwortlich für euch!
Vielleicht sogar der Welt Bewußtheit überhaupt.
Steht ihr fest durch uns, Gekribbel und Gekreuch?
Sterne sind bestimmt nur groß in einem Haupt.

Die Erde braust dahin, durch Sonnen steht ein Mann.
Der Nordstern packt sein Volk: im Nordschein glüht der Held!
Das Weib bestimmt, wie es dem Manne folgen kann:
Im Menschen keime Geist, durchseligt blühe Welt!

Sterne: eure Völker! Europa ist erschöpft!
Sie kommen nicht von Osten, im Norden rast die See!
Ist Perseus wieder nah, der die Gorgona köpft?
Andromeda vergeht in altem Sternenweh.

Milchstraße, Niagara letzter Ewigkeit,
Versprechen tiefsten Flutens aus der Sterne Blut.
Unterschwemmung, Überglutung aller Zeit,
Entsprudle Mündern: unser Stern ist gut.

Fische, himmlische Smaragde, glüht verzückt empor:
Den Sänger Orpheus mit der Leier bringt zur Welt.
Der Flut entspring er, wie der Nacht das Meteor:
Er sei bei Tieren plötzlich unter uns gesellt.

Bei freiem Sternenklang erreicht uns Orpheus' Sang.
Die Milchstraße und alte Quellen ruft auf.
Das Stürmen ruht, es plätschert kaum der Welle Gang:
Und Ewigkeit bricht ein, erstarrt der Zeiten Lauf!

Gestirnte Tiere springen immer übers Meer:
In Sehern wird ihr ungestümes Wesen zahm.
Ein auferlegtes Sternwerk drückt die Rassen schwer:
Ihr wißt vom Stier, auf dem Europa wolkwärts kam.

Viel später, doch nicht fern davon, am Hellespont,
Drang Phrixos auf gestirntem Widder bei uns ein.
Die Fische zucken nun empor am Horizont:
Ihr Sternendasein will sich Völkerseelen weihn.

Der Stimme Offenbarung durchs Geschlecht im Stier,
Das Schlachtopfer der Hundert Rinder ist dahin.
Propheten riefen damals nach dem nächsten Tier.
Der Widder kam: das Lamm ward neuer Urbeginn.

Nun sprüht die Ewigkeit aus stummen Fischen vor.
Doch die Musik der andern Wesen klingt uns hold.
So höre fein in stiller Zeit den Schwesternchor
Der feinen Seelen, die wir orphisch aufgerollt.

Der Lärm der Dinge dringt zu uns: er werde stumm!
Besänftigt ihn! Den Ruf vom Stier erfüllt ein Fisch.
Das Lamm versprach sich uns und starb. Man stand herum.
Oder man redete vom Heil um seinen Tisch.

Das Knarren langer Wanderschaften werde laut:
Die Füße hat vom Bild der Fische unser Leib.

Durch Pilgern wird der Stand der Sonnen aufgebaut.
Der Gang der Sterne kündet irdischen Verbleib.

*

Im Tal über den Fischerdörfern rauschen hohe Bäume:
Die Häuser mit den spitzen Giebeln scheinen mir zu beten.
Ich wag es nicht, an fromme Schläfer laut heranzutreten:
Mein helles Sinnen liebt verzückt Gestirne, Sturm und Schäume.
Wie hoch die Wogen gehn, die Böen türmen sich nach Norden.
Als weise Könige ziehn auch die Sterne zum Zenit:
Sie wollen einen tief versprochnen Wunderstern erspähen.
Doch wo? Ist aus dem Walfisch her die Botschaft uns geworden?
Noch tiefer im Kentaur? Wo Antinous jetzt kniet?
Im Schoß der Cassiopeja? Sterne werden ihn bald sehen!
Doch auch in uns ward neue Not ums hohe Wunder wach.
Die Menschen führen Kriege, suchen selbst ihr Ungemach,
Um sich nicht, wartend, eignen Glühens zu erwehren:
Mein Gott im Himmel, laß dein Tal ein beßres Volk gebären!
Vater, gib Europa ein begeistertes Geschlecht!
Eröffne in der Schöpfung der Beseeligungen Quellen.
Wir können uns nicht retten: unser Brauch ist ungerecht:
Vater, zeige dich im Volk an unbefleckten Stellen.
Wo sind die Rassen, für ein Morgen siegreich vorgeboren?
O Herr, wie traurig sind wir alle, selbstgequält. Drum schlecht.
Ist diese Menschheit, trotz des Heilands Opfertod, verloren?
Mein Jesus, wie begreiflich sind die hohen Himmelslehren:
Wir sollten bloß der Eltern Vorurteile nimmer hören.
Sie fordern das Gewissen, unser Blut für falsche Ehren:
Doch ist die Schuld in uns: wir lassen uns noch fort betören:
Unser Vater, der du bist im Himmel, gib uns Söhne,
Die erst die Eltern wieder lieben, wenn sie es verdienen,
Und trotz dem Vaterfluch, der Mütter Angstgestöhne,
Sich aufraffen aus ihrem Ich, nur dich, Herr, zu vernehmen.
Die neue Rasse kommt im Geist, von tiefstem Licht beschienen,
Vor unsern Söhnen wanken wir zurück wie scheue Schemen,
In höchster Not, mein Gott, laß alle Vorfahren beschämen.

Mich selbst, und unsre Eltern, stürz unter Lawinen,
Hinweg mit uns: ich darf die Kraft der Nachkommen nicht lähmen,
Aus Herd und Kirche machte längst dieses Geschlecht Ruinen.
Der neue Mensch mag über allen Völkern stark erscheinen,
Die Kinder offner Länder durch das Wort des Herrn vereinen:
Uns aber laßt über die eignen Traurigkeiten weinen.

*

Die Fische sind ein blasses Sternenbild!
Es funkelt diamantenklar im Hirn.
Ein leicht bewegtes Wellen in der Seele spiegelt Sterne.
Der stille See in dir gebiert den Wind.
Doch Überraschungsstürze aus der Welt zertürmen;
Erfrieden sich unter den Menschen:
Werden mild
Und lind.

Die Fische sind ein blasses Sternenbild!
Geschicke bleiben drum in Menschenhand:
In unsern Herzen werden die Gestirne glühen.
So frei sind keine in des Schöpfers Rechten.
Wir mußten uns gar lang ums eigne Ich bemühen:
Nun haben wir's. Und es bestürmt uns wild,
Allein zu walten und zugleich für Gott zu fechten.
Und da steht „Er":
Des Tapfern Schild.

Die Sterne sind ein blasses Sternenbild.
Wir singen in der reichgestirnten Nacht:
Gewalt'ge Herren, Erklimmer vom Zenit,
Ihr müßt hinab;
Ihr weicht zurück,
Euch durch den Menschen um den Nordstern drehend.
Der Geist, der euch verheißt und sieht,

Ihr Sterne,
Hat in den See der Seele einen Kahn gelegt,
Wie eine junge Mondessichel schlank und kühn,
Wird er vom schnellsten Gott gelenkt.
Er scheint dir leer, wo du ihn merkst,
Doch spiegelt er sich auch im hellen Grün
Vom See der Seelen.
Den hohen Boten wirst du da gewahr:
Hold wie ein Stern.
Blau umleuchtet unter einer Seelenschar
Beflügelt er, ein Segel oder Traum,
Die Seelenfahrten zwischen da und drüben,
Aus dem Schimmel auf zum Himmel;
Von den Sternen in den Leib.
Auch du bist schon in diesem Kahn gewesen:
Du stirbst ja wirklich — urhaft aber nicht.
Der rasche Nachen führt dereinst zur stummen Ewigkeit:
Nicht dich, ein mondhaftes Gebild,
Doch die Gestalten, die ihn fügsam noch besteigen,
Um frei dereinst den See der Seele zu befliegen:
Zum Außersich gewillt,
Zur Friedsamkeit bereit!
Wir werden segelnd jedes Ich besiegen.
Dein Ich sei auch befreit.
Das letzte Ich wird weltgewillt.
Die Fische sind ein blasses Sternenbild!

René Schickele:

DER KONVENT DER INTELLEKTUELLEN

Ich verkenne weder die zeitgemäße Romantik dieses Wortes, noch entgeht mir der Schauer, den es auslöst.

Jedoch ich bin dagegen, und ich will sagen, warum.

Es gibt vier, deutlich voneinander zu unterscheidende Gruppen von Intellektuellen. In allen Ländern.

Die erste Gruppe, zu der ich gehöre, hält es für unmöglich, dass ein Geistiger, der diesen Namen verdient, auf irgendeine Weise für den Krieg, also auch für die Fortsetzung des Krieges, tätig sei.

Die zweite Gruppe besteht aus bürgerlichen Ideologen, die finden, daß die eine der Parteien für ein politisches Ziel kämpfe, das ihr eigenes ist, und deshalb rückhaltlos zu ihr stehen.

Die dritte Gruppe sind Utopisten und Revolutionäre, die auf ihre Art genau dasselbe tun, wie die sozialistischen Mehrheitsparteien in den kriegführenden Ländern. Wie diese mit ihren Regierungen, so haben sie mit den natürlichen Gegnern ihrer Idee einen Burgfrieden geschlossen. Sie haben den Kampf für die reine Idee abgebrochen, um erst einmal einem bestimmten Staat, einer bestimmten Staatengruppe zum Sieg zu verhelfen. Dieser revolutionäre Opportunismus (prinzipielle Gegner des Staates, die, aus taktischen Erwägungen, für einen bestimmten Staat kämpfen) scheint mir heilloser, als der sozialistische, bei dem es schließlich nur um die Auslegung des Begriffs der „Landesverteidigung" geht.

Zur vierten Gruppe habe ich selbst gehört. Sie unterscheidet sich von der dritten insofern, als sie, statt eines bestimmten politischen, ein kulturelles Ziel im Auge hat. Ich hielt, ohne mich mit einer der Parteien zu identifizieren, eine Mitwirkung der Geistigen am Kriege für unvermeidlich. Ich hatte mir dafür eine eigenwillige und etwas komplizierte Taktik zurechtgelegt. Man sollte sich die einzelnen Parteien und ihre Aktionen daraufhin ansehen, ob sie der Verwirklichung eines demokratischen Europas förderlich oder hinderlich seien. Je nach der Lage sollten die Intellektuellen hier oder dort, auch abwechselnd und an bestimmten Punkten nach besten Kräften mithelfen. Es war im Grund die typische Emigrantenpolitik.

Ich habe die meisten Intellektuellen denselben Weg gehen sehen. Aus einer taktischen Verirrung wurde nur zu bald eine seelische, daraus trieb

eine Verwirrung zuerst der Grundsätze, dann der Instinkte. Der Umweg zu unserem Ziel, auf dem wir, die schlauen Indianer, uns glaubten, hatte uns selbst umgekehrt.

Nun gestehe ich jedem das Recht zu, sich seine Freunde und Feinde selbst auszusuchen. Jedoch, von der Möglichkeit, sich durch Vermischung ihres Blutes mit dem wahlverwandten in die Familie aufnehmen zu lassen, machen die allermeisten Intellektuellen keinen Gebrauch. Was ist die Folge? Sie sind Kriegführende, ohne zu kämpfen, wie sich's für sie gehörte. Sie stecken von hier bis an den Hals im Kompromiß. Sie haben gar nicht die Möglichkeit, in dem ihnen zum Aufenthalt dienenden Umkreis der Partei aufrichtige Patrioten zu sein, sie sind nur die Antipatrioten der andern Partei. Menschen mit einer nur negativen Einstellung können nicht gemeinsam handeln, weil es kein negatives Ideal gibt, das gemeinschaftbildende Kraft besäße. Die Negation gebiert neue Negationen, die einander sektiererisch abhetzen. Ich nenne das politischen Protestantismus. Der Protest kann schwächen — das gehört zur Kriegführung — aber er bleibt unfähig, eine neue Gemeinsamkeit zu erzeugen, stark genug, die alten, mörderisch verbissenen Gemeinschaften in sich aufzunehmen und zu versöhnen. Und das allein wäre der Friede.

Nicht als ob der Sieg der einen oder der andern Partei im gewöhnlichen Sinne des Wortes *gleichgültig* wäre, nein. Der Weg zum Ziel wäre vermutlich kürzer, wenn der eine, er wäre ganz gewiß länger, wenn der andere siegte. Der Preussengeneral und der kriegführende Pazifist gehören nicht ein und demselben Geschlecht an. Und wenn Amerika in Waffen starrt, und wenn es, für die blutige Prozession, noch so eifrig Altäre baut, auf denen das große Messer angebetet wird, es bleibt, auf dem Gebiete der bürgerlichen Ideologie, noch immer die Neue Welt.

Aber der militärische Sieg, jeder militärische Sieg, kann nur derselbe sein, wie der Krieg, und eine Niederlage statt der Entscheidung wiederum nur eine Fortsetzung des Krieges. So gewiß ein Urwald aus eigenen Kräften keine menschliche Ordnung hervorbringt und der Mensch nur auf dem Boden leben kann, den er dem Urwald abgerungen hat, wo er den Urwald vor seinem, des Menschen Bedürfnis, hat verschwinden lassen, ebenso kann der Friede nur dort entstehen und gedeihen, wo der Krieg wahrhaftig beseitigt ist und auf freiem Felde der Mensch sich behauptet. Solange die Intellektuellen polemisierend mitkämpfen, ob mittendrin oder auf den Flügeln oder im Rücken, verrichten sie eine häßlichere Arbeit, als die Kriegssänger, und keine bessere und keine schönere, als Thersites, und ich, für mein Teil, würde, wenn ich unbedingt wählen müßte, noch immer dem antiken Kläffer jenen Schäferhund, den Tyrtäus vorziehen. In allen Ländern.

Den Intellektuellen wird, wenn sie mehr sein wollen als freiwillige, mobilisierte und selbst desertierte Militärschreiber, nichts übrig bleiben, als sich erst einmal und allen Ernstes selbst zu sammeln.

Was, in aller Welt, kann der Geistige anderes wollen als den Geist! Der Geist aber ist der uralte Antipode der Materie, des dunkeln Triebes, der Gewalt. Also kann er, natürlicherweise, nur ein Ziel haben: daß die Gewalt aufhöre, weil ihm bis dahin zuviel fehlt, um sich auch nur klar zu manifestieren, und alles, um im großen wirksam zu werden, alles, sogar die Gelegenheit.

Ich sage nicht: er kann nur das Ziel haben, daß die Gewalt möglichst *schnell* aufhöre, obwohl ich vielleicht den Mut hätte, mich für ein Ideal abschlachten zu lassen, nicht aber, andere unter's Messer zu werfen. Ich sage nicht: *um jeden Preis,* obwohl in jeder Minute — stellt euch das doch nur einmal deutlich vor, ihr Hornochsen! — Menschen umgebracht werden, die unsere besten Freunde, unsere Männer, unsere Väter und Söhne hätten sein können. Meine Ohnmacht enthebt mich dieser entsetzlichen Entscheidung. Ich sage: daß die Gewalt *gründlich* aufhöre.

Hier höre ich den Beifall der Intellektuellen, die, im Nebenamt des Intellektuellen, sozusagen als Gelegenheitsarbeiter zu einer Zeit, wo alle arbeiten, — mitschießen und mitstechen. Gerade, damit die Gewalt gründlich aufhöre, rufen sie, müsse der Kampf ausgefochten werden bis zum Ende, und deshalb, nur deshalb, seien sie dabei.

Don Quichote noch ritt gegen Windmühlen. Die heutigen Intellektuellen begnügen sich damit, kleine Pamphlete in die Flügel zu blasen. Und die Mühle ist längst dabei, sich selbst aufzumahlen! Der Tag kommt, da hat sie sich aufgefressen bis auf die letzte Schraube, bis auf die letzte Faser, sie fällt, dann und keine Sekunde früher, von selbst zusammen und gibt, dann erst, den Menschen wieder frei.

*

Aufersteht aus den Trümmern Phönix Mensch. Werft, sage ich, seinen Befreiungsschrei jetzt schon in den Sturm, als locktet ihr ihn mit seinem eigenen Ruf! Malt sein Bild an alle die Wände, die noch vom Angstschweiß der Plakate und Verordnungen überfließen! Die neue Musik stimmt an, nicht hoffend, daß sie die Kanonen und explodierenden Minen und das andere vielfache Schlachtgeschrei mit ihrer süßen Hand ersticke, aber gewiß, sie und sonst nichts zwischen Himmel und Erde könne die mörderischste Schlacht, selbst diese Schlacht, diese Schlacht der Schlachten von einem neuen Leben entbinden.

Wo ihr einen antrefft, der nachdenklich, ermattet, verzweifelt scheint, tretet zu ihm hin und sagt ihm ins Ohr: Ich will dir frohe Botschaft bringen. Nehmt seinen Kopf in die Hände, lächelt ihn an und, wenn es dann noch nötig ist, so sprecht...

Sorgt für den Frieden. Glaubt, es gibt wenige genug, die für diese Mission in Betracht kommen, und Gott weiß, ob man sie nötig haben wird.

Denn sie, die diesen Krieg führen, werden ewig unfähig sein, den Frieden herbeizuführen, Sie können nur einen Waffenstillstand schließen.

Sollte aber einer in falscher Bescheidenheit meinen, er könne nicht singen, — wo doch die geringste gute Handreichung und jede wohlempfangene Hilfe und jeder Wille zum Guten alle Kreatur zum Singen bringt — so mag er sich in des Teufels Namen ein Gewehr geben lassen und kämpfen.

Sollte er zögern, im Glauben, daß er allein seinen Posten gut genug halten könne, den an der Front dagegen hunderttausend andere besser als er, so mag er bleiben, wo er ist. Aber er nenne sich nicht einen Geistigen, sondern, wie ich nun ernsthaft vorschlagen möchte, einen Militärschreiber. Worauf es sehr natürlich erscheinen wird, daß Militärschreiber sich zu einem Kriegerverein zusammentun.

Ein Zusammenschluß irgendeiner Art von kriegführenden Intellektuellen mit Geistigen ist unmöglich.

Was ein fescher Intellektueller ist, der wird mich salbaderig finden. Ihn juckt das Schießpulver, das allenthalben vertan wird. Wenn er sich kratzt, ist ihm wie in Kampfgetümmel und Handgemenge. Er braucht nur in die Schreibmaschine zu diktieren, um, den Ozean in seiner Brust von einer roten Schärpe gebändigt, ein General zu sein, der die Insurgenten zum entscheidenden Sturmangriff ansetzt. So nimmt er tätig teil an der großen Zeit.

Der Bericht über die Bergpredigt schließt mit der Bemerkung, das Volk habe sich über Jesus entsetzt, „denn er predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten". Die Schriftgelehrten nämlich waren, was sie noch heute sind: Diskutierer, Schreier, Haarspalter und Rechthaber. Sie teilen das Schlachtfeld der Erde mit den Soldaten.

*

Ich sehe zwei Häuser mit roten Laternen. Auf der einen Seite das Haus „Zum Bauch", auf der andern das Haus „Zum gutgeschirrten Pegasus". Sie sind Nachbarn, wenn sie auch nichts voneinander wissen wollen.

Vor mehr als zwei Jahren schrieb ich, für diese Zeitschrift, eine Notiz, worin die bevorstehende Eröffnung des ersten Hauses angekündigt war.

Ich begegne Landsleuten, sagte ich da, die mich mit einem todtraurigen Blick fragen: „Werden wir je wieder lachen können?" Es waren nicht immer Kranke. Mir schien, im Gegenteil, als ob sie die einzigen seien, die sich an eine Zeit erinnerten, wo die andern noch für gesund gelten konnten. Ich antwortete: Aber, ich fürchte das Gegenteil. Ich fürchte, für Europa, den Ausbruch eines Reichs des Leichtsinns. Ich fürchte, daß, was in Rußland nach dem Krieg mit Japan und der Revolution kam — ein mittelmäßiger Dichter namens Arztibaschew machte daraus den Roman „Ssanin" — das ganze Europa vergiftet, ein *Après nous le déluge,* das sich im Tingeltangel schadlos hält und „wieder lebt, wieder atmet, wieder

genießt"! Ich fürchte ein Kokottenlachen sondergleichen, den Sieg des Tanzbeins über alle zu erwartenden Konsequenzen dessen, was heute geschieht. Es wird, überdies, billig zu haben sein. Ich fürchte — nicht, daß die kapitalistische Gesellschaftsordnung sich totlacht, aber daß die vielen, die *kleinen Leute, die übrigbleiben*, dem Wahn anheimfallen, mit leichtem Sinn, mit der bühnenmäßigen Geste des Grandseigneurs ein paar Sprossen der sozialen Leiter hinaufturnen zu müssen. Ich fürchte, daß Europa der alte Mann wird, der sich, mit dem Opernglas, in die erste Parkettreihe setzt, um vom Ballett, das ihm geboten wird, nicht die geringste Regung zu verlieren, der Kunst wegen, versteht sich: fauler als ein Gaul, der die lästigen Fliegen mit unermüdlichen Schlägen des Schwanzes vertreibt, wozu viel Kraftanstrengung und eine gewisse Aufmerksamkeit gehört. Die Operette fürchte ich, das kitzelnde Feuilleton, die absichtsvoll gemalten Hüften der Diana in der Abenddämmerung. In einem Wort, das Leben und Lebenlassen des Bauches, statt daß die Herzen vom Tode auferstehen und die Gehirne Erkenntnisse zu Taten machen.

Seitdem haben wir Fortschritte gemacht in der Richtung.

Ich spreche nicht vom allgemeinen Wirtshaus, das an allen Straßen steht, worauf Soldaten marschieren und hinter ihnen Gesindel sich breit macht. An den Bauch als Tröster denke ich, als letzten Erwecker der entsetzten Seele, diese unheimlichste Form des Masochismus, als Mittler eines Weltgefühls, als Philosoph, sozusagen. *An den Zynismus.*

Der Mensch, sagt er, ist ein ebenso dummes wie unverbesserliches Tier. Laß es laufen und vergnüge dich an seinen Sätzen und Kapriolen, all den Tanzfiguren seiner Gemeinheit, die über alle Maßen komisch sind, wie sie auch vom Ausübenden gemeint seien. Befreie dich von der Angst vor dem Menschen, und er ist nur noch ein Pajaß.

Hier ist es, wo die beiden freien Menschen, der „hündische" und der menschliche, sich scheiden. Jener überwindet mit der Angst vor dem Menschen gleichzeitig die Liebe zum Menschen. Der andere beginnt dann erst wahrhaft, nämlich bedingungslos zu lieben.

Stell, sage ich, dein Sach auf nichts und laß, in allem Äußern, mit dir geschehen. Die Armut ist gut, wenn sie kein Zwang ist. Der Reichtum ist gut, wenn er nicht selbstsüchtig ist, sondern wie das Wasser, das mit beiden Händen aus dem Brunnen geschöpft ist und durch die Finger rinnt, indes die Lippen trinken. Die Sünde beginnt, wo die Lust am Geld beginnt, das ist das goldene Kalb, das denen, die es umtanzen, nichts gibt, als einen Machtrausch. Ein Narr und Sklave, wer glaubt, das Geld habe eine Seele, oder ihm einen metaphysischen Wert irgendwelcher Art beimißt. Ich kenne Leute genug, die sich von Gott und Teufel, von Mutter und Kind und von sich selbst losgemacht haben, aber kaum einen, der sich vom Aberglauben an das Geld befreit hätte. Das beste, sage ich, wäre, wenn man das Geld beim Spazierengehen fände. Da es nicht so

ist, so tue man wenigstens mit ihm, als ob man es beim Spazierengehen gefunden hätte.

Man sieht, ich bin nicht wie asketische Millionäre, daß ich den Luxus verschmähe. Ein schöner Frauenhut, selbst in einem Schaufenster, macht mir Freude. Gewiß, wie hätte Berlin in dieser schweren Zeit nicht einen heiligen Franziskus hervorbringen sollen, aber er brauchte nicht gar so traurig zu sein. Der alte war ein heiterer Geselle.

Man soll, man muß, man wird den Menschen wegnehmen, was sie heute hindert, froh zu sein, geben können nur wir ihnen: wir, die Geistigen. Und dann wird es letzten Endes noch immer an ihnen liegen, ob sie glücklich sind, denn, nicht wahr, den Willen dazu müssen sie selbst haben. Die Erziehung zum Glück — ein Thema für zehn Generationen Dichter, Musiker, Maler, Philosophen, Politiker, für zehn Generationen, schlechthin.

Der letzte Ernst der Dinge ist heiter. Sind sie nicht alle vergänglich und wunderbar in ihrer Einmaligkeit?

So weit kommt der Zyniker nie. Er sieht in den Dingen nur die ewige Dummheit, und er grinst.

*

Den gutgeschirrten Pegasus haben Aktivisten derart zerzaust, daß er in seiner vorkriegerischen Form, der georgeschen, nur noch geringes Ansehen genießt. Die beschäftigungslosen jungen Leute aus feiner Familie allein liebäugeln noch mit dem, was sie, überdies irrtümlich, als die Luxusausgabe ihrer eigenen Langeweile hochhalten.

Indes hat sich im Krieg der gutgeschirrte Pegasus zum gutgesinnten gehäutet. Schon haben sich in Deutschland und anderswo Sekten und Brüderschaften gebildet, um, dem gemeinen Leben abgewandt, dem Geist zu dienen.

In diesen Laubhütten und esoterischen Hotels — wenn es nicht Sanatorien sind — werden schöne Briefe und ausgezeichnete Bücher geschrieben. Das Schärfste an Zeitkritik, von einer hymnischen Wildheit, das Strahlendste an Abkehr vom Reich des Kolossalen, das während des Krieges zu uns über die Grenze geflüchtet ist, kam aus der *Kaltalgemeinde:* der Roman vom „Hauptmann Deutschle" (der in den Europäischen Büchern erscheinen wird). Die alte deutsche Rebellion des Geistes lebt heute vielleicht am lautersten in den Jungen — viele Kriegsbeschädigte sind darunter — die sich in einem verlorenen Flußtal, an einem Berg, an einem Wald ansiedeln und der Zeit nicht erliegen wollen.

Alles das ist vortrefflich unter der Bedingung, daß die Siedeleien sich auf der Wanderschaft befinden. So haben alle Missionare die Erde durchdrungen. Die Klöster starben, als sie stillstanden. Sie verfaulten in ihrer Ruhe.

Gepriesen seien die neuen Quellen, sorgsam behütet, die allenthalben springen! Sie mögen unbekümmert zu Tal fahren, selbst auf die Gefahr hin, daß sie eine Tagereise weiter die Dynamos einer Zeitungsdruckerei treiben, oder daß auf ihren Wellen Bürger mit dem Grammophon den Abend entlang fahren. Gepriesen seien die gutgelaunten Waldbrüder, die jeden Morgen in der Erdenfrische baden, bevor sie an die Arbeit gehen! Es kann nicht anders sein, als daß sie alle erquicken. Die Säulenheiligen aber versteinern, niemand zuliebe und jedem zuleid, weil man wissen möchte, was dort oben mit ihnen vorgeht, und sie stummer sind als Baum und Gras.

Der Geist entsendet seine Missionare. Die einen bewahren die Einkehr und das Bad für alle, die des Weges kommen, und die größere Zahl derer, an die ihre Sendschreiben hinausgehen. Sie sind die schwächsten, aber vielleicht die reinsten. Und die meisten von ihnen sind körperlich krank und müssen sich erholen.

Die andern mischen sich unter das Volk, denn es ist besser, täglich zu fallen, um wieder aufzustehen, als in der Einsamkeit keiner körperlichen Demütigung ausgesetzt zu sein. Sie sind Bettler und Verschwender, Hans Dampf und Wanderprediger in allen Gassen und Kamerad jedem, der es brauchen kann; geduldig, beständig — du, das ist wichtig: beständig! — und freien Blicks vor den Berserkern der Eindeutigkeit, die am liebsten alle Welt in ihre Kelter würfen, um den Beifall zu erpressen, den sie Recht, Logik, Konsequenz und, was weiß ich, noch wie nennen. Sie sind freie Menschen.

Man braucht kein Neunmalweiser zu sein, um die nötigen Unterscheidungen zu treffen. Die Frivolität, das ist der Parvenü der Freiheit. Der Pfaffe wuchert mit Gott. Der Soldat hat das bequemste und, meint er, sicherste Mittel gefunden, im Recht zu sein.

Die missionierenden Geistigen fragen nicht lange: sollen Geist und Politik im Gegensatz leben? Sie sollen nicht, sie tun es.*) Der Gegensatz wird bleiben, unversöhnlich, solange die Politik zur Ordnung des Gemeinwesens und zur Erhaltung der Ordnung Gewalt anwendet. Aber der Grad, wenn auch nicht das Wesen des Gegensatzes, kann sehr verschieden sein. Alles, was zum Abbau der Gewalt in den Beziehungen zwischen den Menschen beiträgt, hat von vornherein ihre Unterstützung. Sie helfen wegräumen, Hürde um Hürde, die für die Glücksjäger gebaut sind, auf der geraden Straße wird man zum Glück gelangen. Wo immer Kapitalklötze zerkleinert und Bastillen diskreditiert werden, sind sie dabei. Jawohl, sie sind Gleichmacher. Die schicksalhafte Ungleichheit der Menschen ist groß genug. Sie leiden genug darunter. Man braucht die Ungleichheit nicht noch künstlich zu vermehren. Die künstlichen Ungleichheiten, die staatlichen und die der

*) Dazu im Lesebuch die Ausführung Werfels.

Klassen, das ist die Ungerechtigkeit, und es lügt, wer behauptet, sie seien nur der Ausdruck für die innere Ungleichheit. Gelegentlich sind sie es gewesen, dann kamen die Erben. Gelegentlich sind sie es noch. Man kann die Erben beobachten, wie sie ihnen zweideutig gegenüberstehen: sie nehmen sie hin als Rechtfertigung für ihren älteren, natürlich viel vornehmeren Besitztitel. So lasse man sie die Probe auf die Ungleichheit der Menschen machen, indem man den verjährten Ausdruck dafür, auf dem sie sitzen, kassiert. Hic Rhodus, hic salta.

Die Geistigen helfen die Gewalt abbauen, die Ausbeutung abbauen, die Trauer abbauen. Dies geschieht im Vordergrund ihres Lebens. Unabhängig bleibt von gewaltsamen Erfolgen, ob kapitalistischen oder revolutionären, wofür sie kämpfen. Erinnern diese, übrigens, heute, wo die Fugen der Gesellschaft weiterhin und tiefer krachen als je zuvor, gegenüber der einzigen Realität, der geistigen, nicht an ein majestätisches Brillantfeuerwerk, das einer über dem Niagarafall abbrennen ließe? Solche Spektakelstücke werden zur Schaffung der neuen Welt beigetragen haben und noch weiter beitragen. Wir müssen über die Gewalt hinaus, über jede Art Gewalt, und ich fürchte, dieser Weg ist mit Gewalttaten gepflastert. Selbst wenn wir einsähen, es gehe nicht anders, wollten wir doch nicht daran beteiligt sein. Die Hilfe der Geistigen macht Halt vor der Gewalt.

*

Du lächelst. Du findest wohl, ich rede mit bukolischer Gelassenheit über Angelegenheiten, von denen sich nur mit Faustschlägen, bestenfalls mit bildlichen, sprechen läßt.

Ich hab dich einmal erblassen sehen, als ein Freund dir vorwarf, du seist nicht revolutionär. Tiefer wäre ein Korpsstudent nicht erschrocken, dem man, er sei nicht satisfaktionsfähig, ins Gesicht geschleudert hätte. Ich habe erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Angehörigen deiner Partei beigewohnt, bei denen es akkurat um Kelch oder Brot ging. Darum sind Religionskriege geführt worden, und so war vorauszusehen, daß Lenin zuerst Kerenski, dann Malinkow mit dem Messer an die Doktrin ginge, genau, wie der Berg die Gironde geköpft hat. (Nebenbei: wenn es Ernst wird, geraten alle Intellektuellen — hörst du: alle — selbst wider Willen in die Gironde. Du solltest das kennen: die schwielige Faust aus der Redaktionskonferenz, in der Parteipresse, — die plötzlich rot anläuft und allmächtig ist.)

Wir können sprechen soviel wir wollen, wir sagen immer dasselbe. Du zählst hundert Dinge auf, die geändert werden müssen, und ich stimme dir zu. Du wiederum stimmst leichthin zu, wenn ich erwidere, die Änderung könne doch nur eine historische sein, solang die Menschen, die sie vollbringen, die alten bleiben. Du glaubst, das komme hinterdrein und von selbst. Und es erscheint dir nicht wichtig genug, darüber Worte zu verlieren. Die Reaktion kommt! — wobei es keinen Unterschied macht, ob ein

Bonaparte die Revolution liquidiert, oder ob die Verbürgerlichung einer halbwegs proletarisierten Masse in anderer Form vor sich geht. Das willst du mit Gewalt verhindern, und du weißt, daß dazu die Diktatur des Proletariats verewigt werden müßte. Nun werden deine roten Prätorianer naturgemäß eine bevorzugte Stellung einnehmen, ganz einfach, weil sie als die bewaffneten Diener der Ordnung die Herren sein werden in einem Staat, dessen Organen jede mystische Berufung abgeht. Die sichtbare und immer drohende Anwesenheit der Gewalt wird genügen, gegen sie die Gewalt aufzurufen, und die Menschen werden sie nicht ändern.

Ein anderer als du, der nicht auf eine Verallgemeinerung eingeschworen wäre, die recht eigentlich eine fixe Idee ist, ich meine die materialistische Geschichtsauffassung, könnte mir entgegenhalten, ich dächte historisch, das heißt in geschichtlichen Schemen, und damit könnte ich dem Phänomen der neuen Ordnung nicht beikommen. Aber ich denke nicht historisch, ich „glaube" an die Geschichte nur insofern, als sie sich als eine Betätigung des menschlichen Irrtums herausstellt : die Verwirklichung des Ideals mit Gewalt anzustreben. Du glaubst, der Kampf sei im Grund immer um das Futter gegangen. Das ist nicht wahr. Wohl aber scheint mir, daß der Hang zur gewaltsamen Befriedigung eines Verlangens, in jedem, bis auf den heutigen Tag, und in der Gemeinschaft, und der Glanz der Gewalt von unserm Aufstieg aus der Tierwelt herrührt. Damals haben wir diese Lebensform angenommen. Wir sind, trotz besserer Einsicht, dabei geblieben. Immerhin konnten wir davon allein nicht mehr leben, wir erfanden Religionen: wozu, wenn nicht, um uns mit ihrer Hilfe über unsere Tierheit zu erheben? Die Tierheit erwies sich als stärker, sie zog die Religion zu sich herab und nahm sie in ihr Wappen auf, einen Stern zwischen einem Wolfsrachen und einem Messer. Die Weltgeschichte enthält nichts, als die wahrhaft ermüdende Bestätigung einer schlechten Angewohnheit aus unsern vermutlich schwersten Tagen, den Tagen, wo wir uns mit der gesammelten List unserer unzähligen Feinde, mit einer Gewalt, die sie alle überbot, dem Urwald entrungen haben. Aber selbst wenn Gott nur eine Erfindung von uns wäre, so bewiese sie, daß wir auch innerlich aus dem Urwald hinausverlangen.

Damit beginnt ein neues Kapitel. Aber kaum daß wir es angefangen haben, blättern wir aufbrausend zurück, weil ein Nachbar mit bösem Blick unsern Weg gekreutzt hat und dort die erprobten Rezepte stehen, mit ihm fertig zu werden.

Worauf ich hoffe, das ist so einfach, daß man es in jedes Schulbuch setzen könnte. Ich hoffe auf eine Revolution gegen die Bestie, und das kann keine Revolution sein, die die Bestie gegen die Bestie losläßt. Wer auch von den beiden siegte, es wäre immer die Bestie. Ich hoffe auf eine Revolution durch keine andere Gewalt als die der Herzen, der Überredung und des frohen Beispiels. Ich sage dir : hätten wir die par tausend

Jahre, die wir mit Massakern zugebracht haben, auf die Vorbereitung dieser einzigen, wirklichen, endgültigen Revolution verwandt, wir wären schon lange über den Berg.

Einmal müssen wir Ernst machen mit der Utopie.

Heute, sag ich.

Sofort.

NACHWORT

Verhöhnung durch die Haustiere

Ihr Geistigen: fürchtet ihr euch nicht vor dem Werk, das ihr beginnen wollt, wie vor dem Tod?

Steht ihr nicht oft von der Arbeit auf wie aus dem Grab?

Schwankt ihr nicht den Weg vom Schreibtisch zum Bett und seid verbraucht, verwüstet, zerschlagen, als hättet ihr soeben in den vier Stunden euer ganzes Leben gelebt?

Stellt euch nicht der zufällige Blick eines Unbekannten auf der Straße vor die letzten Fragen, so daß ihr nicht weitergehen könnt und euch an die Wand lehnt, halb ohnmächtig vor Erschütterung?

Geht ihr nicht herum, ohne Schatten und wie verloren, und liegt schlaflos, weil es euch nicht gelingt, einer Forderung an die Menschen den Giftstachel zu nehmen?

Fühlt ihr nicht, vor Ungerechtigkeit und Gewalt, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, das Rachebedürfnis heranziehen wie einen epileptischen Anfall?

Betrachtet ihr nicht, mit mühsamem Lächeln, eure Hände, bis die Lust zu würgen aus ihnen entwichen ist?

Lebt ihr nicht so innig mit dem Tier, daß vielfältig sein Trieb in euch widerhallt?

Darum versteht ihr den Staatsstreich des Esels, der sich zum König der Tiere ausrief: es war ihm gelungen, sein „J-A" so hoch zu züchten, daß die Völker daraus ein Hauch von Gottes Wort anwehte. Und die Schlauheit der Wolfshunde, die ein Auge zudrücken und ihm dienen, weil sie mit ihm Gott auf ihre Seite gebracht haben.

Darum versteht ihr das toll gewordene Lamm, das in seiner panischen Angst den Tiger selbst erschreckt.

Die Haustiere kränken euch nicht, wenn sie, um auch einmal ihren Spaß zu haben, euch einladen, ihnen aus der Hand zu fressen, weil ihr so fromm seid.

Klabund:

BUSSPREDIGT

(Geschrieben Juni 1917)

Was tat ich, daß ich euch schöne Worte sang und Äolsharfen in die Winde hing? Ich bin so müde meines Seins, so müde der Tulpenglocken und der grünen Hirtenflöte . . . Tut Buße! Tut Buße! Denn das Reich der Hölle ist nahe herbeigekommen. Eure Herzen wurden Schlangennester. Eure Augen trübe Pfützen des blutigsten Lasters. Eure Hände, zu liebender Umarmung einst bestimmt, greifen in leere Luft. Das Eismeer trat über seine Ufer. Erratische Blöcke zermalmen den blühenden Garten. Kometen schleifen feurige Schwänze wie Trauerschleppen durch die Straßen: und die Stadt steht steil in Brand. Schlagt euch an eure zerfallene Brust: ehemals göttlicher Dom, nunmehr eine knöcherne Ruine, darin jegliches Unkraut: Haß, Niedertracht, Neid, Unzucht, Lüge, Feigheit, Hochmut wuchert. Schreit, brüllt, kniet in den Kot eurer eigenen Leichen; schreit: Ich Sünder. Ich wandelnder Dreck. Eitriger Auswurf eines verwesenden Bonzen.

Seliger einst am Saume der Welt; saumseliger, seufzend im Süden, verweint in Nelkenduft, Falter, mit den Flügeln leise atmend auf den Orangenbrüsten der blondesten Frau.

Der Regen blutet aus meiner Wunde.

Die Sonne schlägt mich an feuriges Kreuz.

Ich schäume: rotes Meer. Ich schreie: ich Namenlos, ich Traum: bin schuld am Kriege.

Ein jeder: ich. Millionen Ich . . . sind schuld, sind schuld.

Die Geißel Gottes knallt.

Ich kenne, bekenne mich: zur Pflicht, zur Verpflichtung, zur Wahrheit, zum Geständnis. Es gilt, unsere Schuld in die Welt zu pauken, zu posaunen, zu läuten, zu zischeln, zu heulen: daß man uns, Geistige oder zum Geiste doch Gewillte, nicht für Söldner eines Machtgedankens, des Räuberrevolvers, mehr halte. Der Krieg wäre nie ein so widerlicher Koloß geworden, hätte er sich nicht an gewissen eitrigen Abszessen unserer Seele gemästet.

Reißt das Hemd auf. Schlagt euch an die Brust: bekennt: ich, ich bin schuldig. Will es büßen. Durch Wort und Tat. Durch gutes Wort und bessere Tat.

Dünke sich niemand zu niedrig, seine Schuld zu bekennen. Niemand zu hoch.

Wir schweigen von den Krieglingen aller Länder, die es heute noch gibt; ihnen kann man nicht ins Gewissen reden, denn sie haben keines.

Aber ihr, die ihr, wie ich, längst erweckt seid — erwacht von einem üblen Traum, der wie ein Alp euch drückte — bekennt, aus falscher Scham bisher nur schweigend, daß dieser Traum ein Trugbild war, daß ihr Narren (und manche von euch, die sich für den Krieg als Krieg einsetzten, Schlimmeres als Narren) wart, als ihr an das Stahlbad der Seele, welches ein Blutbad wurde, als ihr an den Macht-, Nacht- und Bajonettgedanken, an den Krieg als ethischen Umwerter, an die deutsche, französische, englische „Sache" glaubtet, während ihr an die *menschliche Idee* hättet glauben sollen! Ob ihr eure damalige Meinung in Schrift oder Sprache verteidigt habt, das gilt gleichviel. Ihr dachtet so: sie klang im Chorus mit.

Schwört ab den Taumel 1914! Die Resignation 1915! Die Skepsis 1916! Bekennt euch straff zu 1917! Bäumt euch! Zum neuen Willen einer neuen Zeit! Schnellt auf aus eurer Passivität wie ein lang angezogener Bogen zur Aktivität: der Anklage, der Buße, der Besserung. Es heißt, unsere jetzige Position deutlich zu bekennen — damit noch viele zu uns aufs Podium treten. Und ihrer seien tausend, zehntausend — und mehr.

Vor dem Gedanken eines zweiten derartigen Krieges bekreuzt sich die ganze Welt. Fallen Mütter in Ohnmacht und Wahnsinn. Werden Kinder zu Verbrechern.

Es gibt in Deutschland eine mächtige Partei, die es wagt, in diesem Kriege vom nächsten Kriege zu sprechen. Ihr Gerede ist Blasphemie, Hochverrat am Geiste, Gottes- und Menschenlästerung.

Die Desorganisation der Geistigen ist mit an diesem Kriege schuld. Wir alle sind am Kriege schuld, weil wir ihn kommen sahen und nichts dagegen taten, und als er ausbrach, uns über seine wahren Wege täuschen ließen.

Ein rasender Protest gegen den kriegerischen Gedanken und das kriegerische System in der ganzen Welt tut not.

Wir wollen nicht schweigen, nicht eines zweiten Weltkrieges schuldig werden.

Erreichen wir unser Ziel nicht, so sind wir umsonst am Leben geblieben und lägen besser, geruhig gehütet, bei den Toten von Ypern und Kowno, von Gallipoli und Görz.

Es geht um den Adel der Erde. Entthront wurde die ewige Kaiserin: die Natur. Die Erbsünde des abstrakten Menschen: der Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit: wird in die Weite getragen, droht die Erde zu zerreißen. Dies darf nicht sein: als Geistiger in hohen Wolken schweben, als Wirklicher Macht vor Recht setzen, Bajonett vor flehend gehobener Hand. Es darf nicht sein: das Gute in der Anschauung haben und begreifen, und schlecht handeln, schlecht sein. Ehe nicht die Idee des Guten in die Tat umgesetzt ist, ehe wir nicht danach streben gut zu sein, anstatt Gutes zu denken, eher haben wir kein Recht, auf den wahren Sieg zu hoffen, den Sieg der Sonne, des Mondes, der blauen Berge und des roten Herzens.

Es ist entsetzlich, zu sehen, wie kleine militärische Erfolge die Völker alsbald golden umnebeln: mit einem rein äußerlichen Siegesrausch, und sie vom Wesentlichen sofort wieder abziehen. Als ob es für die ethische Beendigung des Krieges von irgendwelcher Wichtigkeit wäre, noch einige Tausend Quadratkilometer zu erobern — um den Preis von hunderttausend hingeschlachteten Menschentieren. Als ob durch einen militärischen Sieg der einen Partei die moralischen und rechtlichen Fragen aus der Welt geschafft würden!

Es ist ein trauriges Zeichen unserer militarisierten Zeit, daß die Politiker ihre Direktiven von den Generalen empfangen — anstatt umgekehrt. Es fehlt an Verjüngung in Geist und Willen, an Vergeistigung in den Zielen und Mitteln. Zum Teufel mit der Realpolitik! Man treibe Ideenpolitik! Indem man sich nicht wie die Realpolitik von den Realitäten treiben läßt, sondern indem man aus der Kraft der Idee das Reale schafft.

Am Bahnhofsportal steht der Heilsarmeesoldat Posten, gehorsam dem Befehl des Generals.

Tausende rennen, rasen, schleichen, stolpern an ihm vorbei. Er hält den «Kriegsruf» in der Hand.

Stumm, die Zähne zusammengebissen, wartet der Heilsarmeesoldat. Er darf nicht schreien: Gott! Güte! Gerechtigkeit! Denn die Polizei hat es ihm verboten.

So ist es unsere Pflicht, die Pflicht der aus trübem Traum Erwachten, der Sinnenden, der Besonnenen, nicht mehr Getäuschten (nicht: Enttäuschten), der zum Geist Emporgerissenen: Verächter der Macht, der Nacht und des räuberischen Taumels: am Portal der Zukunft zu stehen, den Friedensruf, den Ruf des ewigen Friedens und der neuen Menschlichkeit auf den Lippen, Soldaten wir der Armee des einzigen Heils. Heute hört den Ruf nur einer, morgen sind es ein Dutzend, übermorgen Tausende.

Es gilt zu warten, die Zähne zusammengebissen.

Einmal wird das mythische Feuer herniederfahren und alle heute noch Irrenden und Schwankenden mit Erkenntnis beglänzen und zu entschlossener Tat entflammen.

Mag heute noch Gelächter oder Niedertracht wie Hagel auf uns niederprasseln:

Soldaten der Seele, es heißt standgehalten. Einmal wird die rote Fahne, in unserem Blut getränkt, im Frühlingslichte flattern.

Ihr Sybariten des Blutes: dann seid verflucht!

Ihr Heuchler, ihr Unerwachten, ihr Trägen — dahin dann zu den Kröten in die Keller des ewigen Todes.

Ihr aber, Unsterbliche, Unendliche, Legionäre der heiligen Armee, auf, zu den Trommeln, zu den Flöten. Schwingt eure Waffen: den Lilienstengel, die Weidenzweige, daran noch Kätzchen hängen, die Mimosenbüschel, die Sonnenblume. Gott winkt! Uns, seinen silbernen Söhnen!

DAS LESEBUCH

Franz Werfel:

DIE GEFAHR

Ein Teil der Vorrede, die Franz Werfel für die von Rudolf Fuchs übersetzten „Schlesischen Lieder" des Tschechen Petr Bezruc geschrieben hat (Verlag Kurt Wolff in Leipzig).

Unser Herz fühlt connational mit allen Unterdrückten aller Völker. Unser Geist haßt die Macht- und Selbstbewußtseinsform aller Völker. Es ist ein tiefes Lebensgesetz des Geistes, daß er wie Tag und Nacht niemals an einem Orte mit der Macht sein kann. Ja, wenn sich selbst die Güte anschickte, Macht zu werden, er fiele vor ihr auf die Knie und riefe: „Tu es nicht!" — Die Macht wird immer den Geist hassen müssen, wie er sie haßt, denn die beste Macht selbst hat die Pflicht, an einer erreichten Ordnung festzuhalten und sie zu bewahren, während der Geist jedes irdische Reich auflösen muß. Die irdische Gerechtigkeit wird zum Beispiel den Verbrecher nur in jenem sehen, der im weitesten Sinne der herrschenden Ordnung widerspricht. Also: da das Eigentum obwaltende Maxime ist, muß der Dieb ein Verbrecher sein. Aber ist für den Geist der Dieb ein Verbrecher? Gewiß, er kann es sein! Die Perspektive ist jedoch unendlich verschieden. Denn der innerste Grundsatz der Macht-Gerechtigkeit ist: „Wer gegen mich, wer mir schädlich ist, darf nicht sein!" Das müßte notwendig selbst der Grundsatz einer kommunistischen Verfassung sein. Nur die Konjugation der Macht kann sich verfeinern, scheinbar den immer drängenderen Forderungen des Geistes sich anpassen; ihr Prinzip muß immer bleiben: die Erhaltung ihrer selbst. Das Prinzip der Weisheit ist in memoria Cartesii: ewiger, fruchtbarer Zweifel an sich selbst, unvergängliche Selbstvernichtung.

Die Unterdrückung ist der unendlichste Stoff für den Dichter. Denn hier werden die gewaltigsten schöpferischen Kräfte des Menschen angerührt, Erbarmen und Zorn, von der kleineren wärmenden Flamme des Mitleids bis zum Vulkan des Irrsinns. — Dieser Stoff kann aber seine Unmittelbarkeit verlieren, besonders in Zeiten, wo die Macht so klug ist, die Eitelkeit des Dichters zu fetieren, in Zeiten, wo der Dichter mit dem Fürsten geht. Denn in jeder Kunst steckt noch ein großer Rest von Korruptheit. Wenn es der aktuellen Mondänität gerade gelingt, dem

Dichter eine Haltung abzutrotzen, die sich zwar nicht mit ihr identifiziert, aber in ungefährlicher Sphäre sich hält, in sublimer Unnahbarkeit, dann entsteht das, was man Klassizismus nennt. Stoff und Trieb sind noch immer die gleichen! Denn man muß sich einer Realität erbarmen mit ganzer Seele, wenn man sie in eine vollkommene Gestalt bringen will, und man erbarmt sich nur armer Wesen. In solchen Zeiten wendet sich das irritierte Gewissen des Dichters durchaus dem Ausdruck zu, er nimmt seinen Schmerz und seinen Kampf der Welt weg und konzentriert beide auf sein Werk. Das im ehrlichsten Falle! Aber die klassische Literatur entgeht ihrer Strafe nicht, sie wird durch ihren Platonismus zugrunde gerichtet. Sie beginnt die Gesichte durch Ideen zu ersetzen, die unmittelbaren Lebendigkeiten durch Abstraktionen! Das heißt aber, ihr liegt nichts mehr am Herzen! Ebenso wie dem hochentwickelten Kultur-Individuum, das durch Wohlstand gesichert ist, nichts mehr am Herzen liegt, denn es empfindet die heißesten Fragen nur dialektisch! Aus welchem Grunde? Aus Kälte, aus Lebensferne, aus Interesselosigkeit!

Diesem Schicksal entgeht die Literatur kleiner Völker eher, wenn sie nicht rein provinziell ist, und soferne diese Völker überhaupt geistig potent sind. Warum beeinflussen die nordischen Völker seit fast vierzig Jahren so stark die europäische Literatur, wie vermochten sie es, die gewaltige Sonnenfinsternis eines Strindberg hervorzubringen? Antwort! Sie waren durch keine klassische Vergangenheit erblich belastet, die die Glieder ihrer Sprache höfisch und allzu verbindlich gemacht hätte. — Das politisch-moralische Temperament der Franzosen hat nach der Revolution, und vielleicht schon in den Enzyklopädisten seinen Klassizismus überwunden. Jedenfalls erstanden ihm im vorigen Jahrhundert Männer wie Flaubert, Zola, Baudelaire. Einem großen Volk, den Russen, blieb der Klassizismus erspart. So scheinen es bloß die Deutschen zu sein, die fortlaborieren. Wohlgemerkt! Unter Klassizismus werden hier nicht die „Klassiker" verstanden und bekämpft, sondern die Anschauung des Bürgers von Literatur, wenn er mit einem gewissen eitelindolenten Blick die Cottaschen Bände hinter dem Glas seines Bücherschrankes mustert. — Der Geist ist selbst in einer Zwangslage, der er erlegen ist, wichtig genug, daß du und ich seinen Schutz mit dem Tode bezahlen. Es ist aber nicht zu leugnen, daß es gerade der Klassizismus ist, der die Bürger von der Angst vor dem Geiste erlöst hat. Wodurch? Es mag der eine oder andere Genius eine Konzession in seiner Haltung gemacht haben, wodurch die Autorität eine Stütze empfing. Der Pöbel hat dafür ein unendliches Feingefühl. Er atmet auf. Denn wodurch einzig er die Größe erträgt, ist der stille Trost, bei dem er sich innerlich die Hände reibt: „Auch Goethe ist ein Schwein!" Der intellektuelle Mittelstandspöbel selbst erhält, und nicht jene tun es, die Autorität (die bureaukratische und die wissenschaftliche) auf ihrem Throne. Er tut so, weil er fühlt:

„Diese sind meinesgleichen, jene aber, die Genies, wollen etwas von mir und mit mir; das aber ist unbequem und stört nur meine Geschäfte. Also fort mit ihnen, solange sie leben! Ich bin aber nicht ungerecht und werde mir ihre Leichen präparieren lassen. Vorher will ich sie aber versuchen durch die Hesperidenäpfel der zeitlichen Größe und Wohlfahrt."

Wer aber bei dieser Verlockung zu Falle kam, hat, wie groß er auch sei, einen Verrat am Geiste begangen.

Die Kompromißhaltung von Literaten, die Presse, die immer mehr menschenverwüstende Organisation, in ihrem Gefolge die gänzliche Entwirklichung der Gehirne, das Bildungsprivilegium gewisser Stände, das, und tausend unbestimmte Gründe mehr, führen jenen unverbindlich erhabenen Neutralismus herbei, jenes leidenschaftslose Festhalten an gebräuchlichen Architekturen, jene unüberwindliche Nurbegrifflichkeit, die hier Klassizismus genannt wird. Die bedeutenden und feurigen Geister der Zeit, die sich ihm entziehen wollen, werden mit ihrem Schmerz und Witz imaginär bleiben, im Leeren hängen, denn sie tragen den schrecklichen Krankheitsstoff der Entrealisiertheit in sich. Sie müssen sich den Dingen erst vorstellen mit dem Unglück oder der Frechheit Schüchterner. Fremdheit ist ihr produktives Gefühl.

Die Dichtung wird immer esoterischer werden, sie wird in Gemeinschaften, Bünden, Cliquen leben, weil sie die panbureaukratische Lebenshaft der sozialen Abstraktion nicht mehr ertragen kann.

Ich habe über diesen Auszug den Titel gesetzt: „Die Gefahr"! — S.

DAS WEISSE BRETT

Ankündigung. Diesen Monat erscheint, bei Max Rascher in Zürich, die erste Serie der *Europäischen Bibliothek,* 5 kleine Bände, in einfacher Ausstattung und billig.

1. „Das Säulentor": aus dem „Feuer" von Barbusse einige Kapitel, die stärksten im Erlebnis und die programmatischsten, der Kern, aus der Anekdote geschält.

2. „Mr. Britling schreibt bis zum Morgengrauen": die vorläufig letzten Folgerungen, die H. G. Wells seinen Britling auf dem Weg zur Erkenntnis finden läßt.

3. „Anthologie menschlicher Gedichte im Krieg": Bäumer, Becher, Benn, Blaß, Ehrenstein, Fuchs, Gathmann, Gumpert, Herrmann, Küsters, Lasker-Schüler, Rubiner, Schönlank, Sramek-Pick, Weiß, Werfel, Whitman-Landauer. Die Gedichte sind alle solchen Heften der „Weißen Blätter" entnommen, die die deutsche Zensur nicht beanstandet hat. Ihrer Verbreitung steht also nichts im Wege.

4. Leonid Andrejew: „Hinter der Front", der schlichte Bericht eines kleinen Beamten in Petrograd von seiner ersten Kriegszeit. Hier sind wir der Wurzel des Elends näher, als im sensationelleren „Roten Lachen", das Andrejew aus dem russisch-japanischen Krieg nach Hause gebracht hatte.

5. Henry van de Velde: „Die drei Sünden wider die Schönheit". Ein Stück Geschichte, ein Stück Bekenntnis und in beiden der Ruf nach dem wahrhaften Leben.

Die zweite Serie folgt im Oktober. Sie bringt von Svend Borberg, über den hier nichts weiter gesagt zu werden braucht, das „Lächeln von Reims"; von Bernard Shaw, in zwei Bänden, „Menschenverständiges über den Krieg", ein Dokument und ein glänzendes Buch (das man erst einmal lesen sollte, bevor man es auszuschlachten versucht); Eduard Bernstein, „Über Lassalle" und den „Wundarzt", Briefe, Aufzeichnungen und Gedichte Walt Whitmans aus dem amerikanischen Sezessionskrieg.

In der größeren Sammlung, den *Europäischen Büchern,* erscheinen gleichzeitig: Ein Balkanroman von Asséo: „Das Massengrab", Erinnerungen des Obersten Oberutschew an den Ausbruch der russischen Revolution, „Morgenröte", und der erste Band des Kriegstagebuchs von Alfred H. Fried.

In der Broschürenfolge, nach Roland, Zweig und Latzko, Annette Kolb mit einem Heft „Die Last".

Die Weissen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEBER: RENÉ SCHICKELE

In den Weißen Blättern erschienen die Romane „DER GOLEM" von Gustav Meyrink, „TYCHO BRAHES WEG ZU GOTT" von Max Brod. Die Schauspiele „TABULA RASA" von Carl Sternheim und „DER SOHN" von Walter Hasenclever und die „ERINNERUNGEN" von Ed. Bernstein. Von größeren, aber in jedem Heft abgeschlossenen Arbeiten: Der Essai „EMILE ZOLA" und das Schauspiel „MADAME LEGROS" von Heinrich Mann. Der „HASENROMAN" von Francis Jammes. „DIE URSACHE", „DER VATER" und „DIE KRIEGSWITWE" von Leonhard Frank. Die Novellen „BUSEKOW", NAPOLEON", „SCHULIN", das Schauspiel „1913" von Carl Sternheim. „TRAUM VON EINER NEUEN HÖLLE" und „DIE TROERINNEN DES EURIPIDES" von Franz Werfel, das Schauspiel „HANS IM SCHNAKENLOCH" von René Schickele. Der Essai über HÖLDERLIN von Gustav Landauer. Der Essai „DER WEG" von Prof. F. W. Förster. „ITHAKA" und NOVELLEN von Gottfried Benn. „BESUCH BEI DUCHESNE" und die „BRIEFE AN EINEN TOTEN" von Annette Kolb. „VERONA" von A. Suarès. Erzählungen von Kasimir Edschmid. „DIE VERWANDLUNG" von Franz Kafka. „DER RUHETAG" von Paul Claudel. „DAS HIMMLISCHE LICHT" von Ludwig Rubiner. Kunstaufsätze des „NEUEN STANDPUNKT" von Theodor Däubler. Die ersten Übersetzungen aus „FEUER" von Henri Barbusse, „HELDENTOD" von Andreas Latzko, die „LEGENDE" von Paul Kornfeld. Briefe an seinen Bruder Theo, von V. van Gogh. Briefe an Cézanne von Zola. Zeichnungen und Holzschnitte von Großmann, Meidner, Segall, Melzer, Huber und anderen. Gedichte von Becher, Ehrenstein, Däubler, Else Lasker-Schüler, Benn, Leonhard, Werfel, Hasenclever, Brod, Herrmann, Wolfenstein, Stadler und anderen.

Abonnement: Mark 5.— oder Fr. 5.— im Vierteljahr;
das Einzelheft Mark 2.— oder Fr. 2.—

PAUL CASSIRER VERLAG

ERNST BARLACH

ORIGINAL-STEINDRUCKE

auf Holländer- und Japan-Büttenpapier, handsigniert

1. DEMUT. 29,3×21,5 cm.. M. 50
2. AUS EINEM NEUZEITLICHEN TOTENTANZ. 29,2×20,5 cm ..... M. 50
3. WEM ZEIT WIE EWIGKEIT. 29,5×21,3 cm ..... M. 50
4. ANNO DOMINI MCMXVI POST CHRISTVM NATVM. 28,8×23 cm ..... M. 50
5. SELIG SIND DIE BARMHERZIGEN. 25×21,3 cm.. M. 50
6. DONA NOBIS PACEM. 17,5×23 cm ..... M. 50
7. DER BLINDE. 15,5×10,5 cm..... M. 25
8. DIE STERNDEUTER. 29,5×21,5 cm..... M. 50
9. AN DER OSTGRENZE. M. 30
10. STURMANGRIFF ..... M. 30
11. STRASSENECKE IN WARSCHAU..... M. 30
12. MASSENGRAB..... M. 30

Katalog der Ausstellung von Ernst Barlachs Werken, November 1917, M. 3.50

ERNST BARLACH
DER TOTE TAG

Drama in 5 Akten.
Mit 27 Originallithographien.
Ausgabe A: 60 Exemplare auf Japanpapier. Jeder Steindruck signiert. In Pergamentmappe..... M. 360
Ausgabe B: 150 Exemplare auf Holländer Bütten. In Leinwandmappe ..... M. 180

ERNST BARLACH
DER ARME VETTER

Drama.

Geheftet ..... M. 6.—
Gebunden ..... M. 7.50

Eine Luxusausgabe mit 36 Steinzeichnungen erscheint im Laufe des Jahres.

ADOLF v. HATZFELD
FRANZISKUS

Eine Novelle.

Mit Originallithographie von ERNST BARLACH.

Geheftet ..... M. 3.50
Gebunden ..... M. 5.—

OSKAR KOKOSCHKA
HIOB

Ein Drama.

Mit 14 signierten Steinzeichnungen.
Ausgabe A ..... vergriffen
Ausgabe B ..... M. 250
100 numerierte Exemplare auf Old Stratford gedruckt.

BERLIN W10